

Link, Jakob

Lebendige Spuren. Ein studentisches Projekt : Geschichte entdecken, Gegenwart verstehen : Das jüdische Miltenberg

In:

Gies, Kathrin; Hock, Jana; Janneck, Lena (Hrsg.), Gegen Antisemitismus!, Bamberg : University of Bamberg Press, S. 345-410. 2025. DOI: 10.20378/irb-110977

Beitrag im Sammelwerk - Verlagsversion

DOI des Beitrags: 10.20378/irb-112482

Datum der Veröffentlichung: 09.01.2026

Rechtehinweis:

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt die **Creative-Commons-Lizenz CC BY**.



Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Lebendige Spuren. Ein studentisches Projekt

Geschichte entdecken, Gegenwart verstehen. Das jüdische
Miltenberg

Jakob Link

Zur Einordnung. Von Kathrin Gies

Im Rahmen eines Lehr-/Lernformats »Projekt« mit einer Modulabschlussprüfung können Studierende im Laufe ihres Studiums am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaften der Universität Bamberg eigenen Forschungsinteressen nachgehen. Mit Bezug auf den Studienschwerpunkt »Antisemitismuskritik« des Lehrstuhls konzipierte Jakob Link (Studiengang Lehramt an Gymnasien Katholische Religionslehre) eine Broschüre, in deren Mittelpunkt Zeugnisse jüdischen Lebens stehen. Die Broschüre richtet sich an Schüler:innen der (höheren) Sekundarstufe I und II und ihre Lehrkräfte, an interessierte Bürger:innen und Gäste der Stadt Miltenberg und steht Gästeführer:innen der Stadt als Vorbereitungs-material zur Verfügung.

Das Projekt wurde von Herrn Link initiiert, der selbst als Gästeführer in Miltenberg arbeitet und dessen Beobachtung war, dass weder Kolleg:innen, Lehrer:innen noch Besucher:innen bewusst war, welche Möglichkeiten Miltenberg für die Begegnung mit Vergangenheit und Gegenwart jüdischen Lebens und auch für antisemitismuskritische Bildung bietet.

Eine Einarbeitung in die Inhalte fand über die Lektüre ausgewählter Einführungen und Fachartikel zur Antisemitismuskritik, zu Erinnerungslernen und interreligiösem Lernen statt. Hinzukamen Archivbesuche und persönliche Gespräche mit Historiker:innen, der Rabbinerin Frau Dr. Antje Deusel und anderen jüdischen Gesprächspartner:innen.

Die Bedeutung der Broschüre ist darin zu sehen, dass hier in antisemitismuskritischer Absicht Lokalgeschichte aufgearbeitet wird. Damit wird die in vielen lokalen Projekten oft rein rekonstruktive Darstellung über-

schritten, die Gefahr läuft, Antisemitismen und Othering zu reproduzieren. Indem gleichzeitig gegenwärtiges jüdisches Leben in seiner Vielgestaltigkeit in den Blick genommen wird und jüdische Innenperspektiven zur Sprache kommen, werden Stereotype vermieden und der Weg zu einer differenzierten Wahrnehmung jüdischen Lebens eröffnet.

Die antisemitismuskritische Forschung der letzten Jahre hat gezeigt, dass weder historisches noch interreligiöses Lernen allein Antisemitismus verhindern können. Hinzukommen muss eine individuelle Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie bzw. der eigenen Familiengeschichte und eine dezidiert antisemitismuskritische Reflexion. Dafür bietet die von Herrn Link konzipierte Broschüre ausgezeichnetes Material: Über die Lokalgeschichte wird ein Bezug zur eigenen Lebensgeschichte hergestellt und in Antisemitismuskritik eingeführt. Dabei werden Othering und die Reduktion jüdischer Geschichte auf eine Geschichte der Opfer vermieden sowie der Blick auf Jüdinnen:Juden als Subjekte in Vergangenheit und Gegenwart gelenkt. Die Broschüre verknüpft dafür Anliegen theologischer, historischer und politischer Bildung im Bereich der Antisemitismuskritik.

Die Arbeit ist auch ein gelungenes Praxisbeispiel dafür, wie Antisemitismuskritik in Curricula der Lehramtstudiengänge integriert werden kann, wie zukünftige Lehrkräfte für die Problembereiche sensibilisiert werden können und ihr Reflexionsvermögen geschult werden kann. Sie trägt so dazu bei, die Theorie-Praxis-Lücke zwischen Antisemitismusforschung, Lehrkräftebildung und Schulalltag zu schließen.

Die Broschüre ist unter dem DOI 10.20378/irb-110420 (<https://fis.uni-bamberg.de/handle/uniba/110420>) digital als PDF-Datei publiziert.

Geschichte und Gegenwart. Erinnern, verstehen, verbinden

Liebe Leserin, lieber Leser!

Katholische und evangelische Kirchen, einige Kapellen, eine Moschee: Diese Bauwerke verschiedener Religionen hast Du bei einem Besuch in Miltenberg vielleicht bereits entdeckt. Drei andere Gebäude hingegen blieben Dir bislang wohl verborgen und vermutlich wusstest Du noch nicht einmal, dass sie existieren: Die Synagogen der jüdischen Gemeinde, die von der Stadtgründung vor rund 800 Jahren bis zu ihrer endgültigen Auslöschung 1942 ein fester Bestandteil der Stadtgesellschaft war. Heute sind diese früheren Gebetshäuser unscheinbare Wohn- oder Lagergebäude – und zugleich stille Zeugen der Geschichte einer Gemeinde, an die noch so manche andere Spur in Miltenberg erinnert.

Dieses Heft begleitet Dich dabei, diese Spuren in der Stadt zu entdecken – und sie als Orte der Begegnung mit der Geschichte der Jüdinnen:Juden in Deutschland, aber auch mit jüdischer Tradition in der Gegenwart zu verstehen. Dabei wirst Du zudem lernen, warum es wichtig ist, Geschichtsschreibung kritisch zu lesen, Stereotype zu hinterfragen und zu erkennen, wie unreflektiertes Denken und Hass zu Ausgrenzung, Vertreibung und Vernichtung führen. Darüber hinaus erfährst Du von Jüdinnen:Juden, wie vielfältig jüdisches Leben heute ist und warum etliche Klischees über »die« Juden nicht stimmen.

In der Begegnung beginnt Verstehen: Den Weg dorthin soll Dir dieses Heft eröffnen.

Das erwartet Dich

Zunächst lernst Du die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Miltenberg kennen. Du spürst nach, wie sie sich entwickelt hat: Welche Erfolge sie erzielte, aber auch, wie sie oft ausgegrenzt, entrechtet und vertrieben wurde. Dabei erfährst Du zudem, warum falsche Vorstellungen über Jüdinnen:Juden bis heute eine Rolle spielen.

Im zweiten Teil begnest Du Spuren der jüdischen Geschichte Miltenbergs und lernst, wie diese Orte zugleich die religiöse Praxis des Judentums zugänglich machen. Dabei findest Du nicht nur heraus, was et-

wa eine Synagoge oder eine Mikwe sind und warum es sie gibt, sondern auch, welche Bedeutung sie für Jüdinnen:Juden heute haben.

Geschichte verstehen – Perspektiven hinterfragen

Geschichtsschreibung wird von den Menschen geprägt, die sie betreiben, und vieles über das jüdische Miltenberg wurde nicht von Jüdinnen:Juden selbst aufgeschrieben: Dies zu bedenken, ist unverzichtbar.

Als das Christentum im 4. Jh. zur Staatsreligion erhoben wurde, galt das Judentum weiter nur als »erlaubte Religion«: geduldet, aber in der Rolle einer untergeordneten Minderheit. Mit immer neuen Verboten und Regeln schloss man Jüdinnen:Juden aus, wofür man klar die eigene »Wir-Gruppe« von »den« Juden abgrenzte und diese als fremde, nicht zur Gemeinschaft gehörende Gruppe sah. So ist auch in der Miltenberger Geschichtsschreibung mehrfach von »den« Juden, aber nie von »den« Christen die Rede. Jüdischsein wurde so zum Inbegriff für das, was nicht in die eigene Ordnung passt, zur »Personifizierung des Negativen« und damit zum Sinnbild des Übels, des Bedrohlichen. Das Verspüren eines solchen Hasses gegenüber dem Jüdischen wird als *Antisemitismus* bezeichnet und war bereits seit der Antike weit verbreitet. Jüdinnen:Juden galten als die »Täter«, die nicht-jüdische Bevölkerung als »Opfer« – so ließ sich der eigene »Judenhass« durch haltlose Anschuldigungen rechtfertigen. Ganz selbstverständlich wird daher in einer Miltenberger Chronik von »jüdischen Brunnenvergiftungen« geschrieben: Als personifiziertes Feindbild werden Jüdinnen:Juden für alles Negative beschuldigt. Nicht, weil sie selbst etwas getan hätten, sondern, um dem eigenen Hass Ausdruck zu verleihen.

Geschichtsschreibung muss im Bewusstsein dieser Denkweise gelesen und verstanden werden: Das Rechtfertigen von Hass durch falsche Anschuldigungen, die Übernahme negativer Vorbehalte in das eigene Denken und die Betonung der eigenen – vermeintlichen – Unschuld sind kritisch zu hinterfragen, um (jüdische) Geschichte angemessen und verantwortungsvoll zu erfassen.

Stadt- und Gemeindeggeschichte. Von Beginn an eng verbunden

1237 wird die Stadt Miltenberg erstmals erwähnt: nicht etwa als unbedeutendes Dorf, sondern als erzbischöfliche Zollstelle, Verkehrsknoten und Handelsstadt. Klingt unspektakulär? Ist es aber nicht!

Knotenpunkt

Zoll zu kassieren, lohnt sich nur dort, wo viel Verkehr herrscht – und in Miltenberg ist in dieser Zeit einiges los: Das südwestliche Mainviereck gilt als ein bedeutender, wenn nicht als der zentrale Knotenpunkt. Hier trifft unter anderem der internationale Handelsweg, der von Südosteuropa bis in die Niederlande führt, auf den Main, der schon damals rege von der Frachtschiffahrt genutzt wird. In Miltenberg lädt man von Pferdefuhrwerken auf Schiffe um, handelt und versorgt sich für die weitere Reise. Kurzum: An Miltenberg führt kein Weg vorbei – logisch also, dass man es zur Stadt ernennt. Das Sagen hat damals übrigens nicht etwa München oder Berlin, sondern Mainz: Miltenberg ist eine der wichtigsten Städte im Erzstift Mainz und Staatsoberhaupt ist der dortige Erzbischof, dem an der Stadt viel gelegen ist. So lässt er zu ihrem Schutz die Stadtmauer ebenso errichten wie eine Markthalle (das heutige Alte Rathaus) oder das Spital zur Versorgung von Stadtbevölkerung und reisenden Kaufleuten.

Lebens- und Wirtschaftsraum

Eine so aufblühende Stadt verspricht gute Lebensbedingungen und ist ein attraktiver Wohnort. Viele Menschen zieht es damals in die sicheren Städte und besonders in eine solche wie Miltenberg, das durch seine Lage und Bedeutung die Aussicht auf Arbeit, Sicherheit und einen hohen Lebensstandard bietet. Recht bald ziehen so auch Jüdinnen:Juden dorthin. Manche von ihnen werden als Geldverleiher tätig, andere als Kaufleute. Einige treiben für den Erzbischof Steuern und Zölle ein. Berufe in Handwerk oder Landwirtschaft sind für Jüdinnen:Juden jedoch nur schwer zugäng-

lich: Allein Mitglieder einer Zunft (eine Gruppe von Menschen mit dem gleichen Beruf, etwa Bäcker oder Schmiede) dürfen diese ausüben. Jüdinnen:Juden werden aber aus den christlich geprägten Zünften ausgeschlossen, denn diese wollen ihre wirtschaftliche Macht schützen. So projizieren sie ihre Ängste vor Konkurrenz und dem eigenen Scheitern auf die Jüdinnen:Juden, denn, wie Du bereits weißt, ist Antisemitismus schon damals tief im Denken vieler Menschen verankert. Eng damit verbunden ist das Stereotyp des »Geldjuden«.

Gemeindegründung

Kaufleute und Geldverleiher sind in der aufstrebenden Handelsstadt Miltenberg gefragt. Wer in diesen Berufen tätig ist, hat oft ein gutes Einkommen. Einige der Jüdinnen:Juden, die so ihr Geld verdienen, pflegen zudem familiäre oder geschäftliche Beziehungen in andere Städte, was den Austausch von Informationen, Waren und Kapital erleichtert. Hiervon profitiert die städtische Wirtschaft – auch, da Stadt und Erzbischof hohe Steuerzahlungen von den Jüdinnen:Juden einfordern. Diese treiben mit den erwirtschafteten Erträgen den Aufbau einer jüdischen Gemeinde voran, die wohl bald nach der Stadtgründung eingerichtet wird. Wie viele Jüdinnen:Juden um diese Zeit in der Stadt leben, ist nicht eindeutig dokumentiert. Zehn Erwachsene – ein *Minjan* – müssen jedoch mindestens anwesend sein, um einen Gottesdienst abhalten und eine Gemeinde gründen zu können: Naheliegend ist also, dass mindestens so viele oder sogar mehr Jüdinnen:Juden um diese Zeit in Miltenberg leben.

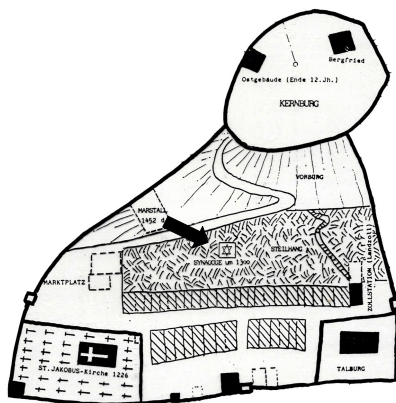


Abb. 8: Das »junge« Miltenberg um 1237: Die Stadt reichte auf einer Länge von etwa 200m vom Marktplatz bis zur heutigen Löwengasse. Der schwarze Pfeil zeigt die Lage der ersten Synagoge unterhalb der Mildenburg (Quelle: Wilhelm Otto Keller)

Zwischen Anerkennung und Ausgrenzung

Das Leben der Jüdinnen:Juden in Miltenberg war von Höhen und Tiefen geprägt: Gewährt man ihnen zeitweise Schutz, um durch ihre Handelstätigkeit ebenso wie ihre weitreichenden Kontakte Vorteile beim Aufbau der Stadt zu haben, so ist in vielen Köpfen doch ein antisemitisches Denken verankert. Immer wieder versucht man, mit falschen Vorwürfen und Unterstellungen diesen »Judenhass« zu rechtfertigen, beschuldigt sie für eigene Probleme, beraubt sie ihres Eigentums und vertreibt sie aus Miltenberg.

1237: Miltenberg wird erstmals erwähnt. Was danach passiert, zeigt Dir der Zeitstrahl.

1285: Die Stadt verspricht, dass bis zur Ernennung eines neuen Erzbischofs weder Juden noch Christen in Miltenberg zu Schaden kommen. Etwas später, im frühen 14. Jh., wenden sich die Miltenberger Jüdinnen:Juden an den nun ernannten Erzbischof Peter von Aspelt: Sie bitten darum, weiterhin jene Rechte zu erhalten, die ihnen dessen Vorgänger versprochen hat. Man kann also annehmen, dass die jüdische Gemeinde in den Anfängen der Stadt anerkannt und geschützt wird.

1290: Um dieses Jahr erfolgt die Fertigstellung der ersten Synagoge Miltenbergs. Sie ist eine der ältesten erhaltenen Synagogen Europas und befindet sich unterhalb der Mildenburg. Neben der Synagoge werden weitere Gebäude wie das »Klepperhaus« errichtet. Möglicherweise befindet sich in dessen Keller eine Mikwe.

1298: In Röttingen kommt das Gerücht auf, Jüdinnen:Juden hätten Hostien geschändet. Einzelne Quellen sehen darin einen vorgeschobenen Grund, um Schulden bei jüdischen Geldverleihern nicht zurückzahlen zu müssen. Beides ist kritisch zu sehen: Jüdinnen:Juden sind im christlich geprägten Land eine Randgruppe, mit Vorurteilen belegt und ausgegrenzt. Oft sucht man daher die Schuld für eigene Probleme bei ihnen, um so den eigenen »Judenhass« zu rechtfertigen. Folglich sieht man »die« Juden als »Religionsfeinde«, ermordet viele von ihnen und beginnt eine große Verfolgungswelle, der unter anderem die jüdischen Gemeinden in Klingenberg und Wertheim zum Opfer fallen. Miltenberg bleibt

weitgehend verschont, wohl auch, da die Gemeinde noch unter dem Schutz des Mainzer Erzbischofs steht.



Abb. 9: Nach ihrem Verkauf 1877 wurde die Synagoge umfangreich umgebaut. Bis heute erhalten: Das auffällige, runde Mizrach-Fenster (Quelle: Jakob Link)

1337: Der »Judenhass« verbreitet sich weiter: Eine neue regionale Verfolgungswelle beginnt. Vielerorts werden Jüdinnen:Juden ermordet. Auch in Miltenberg fürchtet man sich: Um die Bevölkerung wohlwollend zu stimmen, verzichten viele jüdische Geschäftsleute auf ihre Bezahlung und verlieren damit ihre Existenzgrundlage.

1348: Die Pest sorgt in Stadt und Region für großes Leid. Erneut macht man Jüdinnen:Juden für selbstverschuldete Missstände verantwortlich – die Krankheit verbreitete sich wegen mangelnder Hygiene – und erhebt den falschen Vorwurf, sie hätten Brunnen vergiftet. Einzelnen gelingt die

Flucht, viele kommen bei der mehrjährigen Verfolgungswelle, die die Gemeinde zunächst auslöscht, ums Leben.

1361: Eine Urkunde nennt das Gebiet um das heutige Schwarzviertel »Judenstadt«. Es liegt nahe, dass nun wieder Jüdinnen:Juden in der Stadt leben.

1429: Erzbischof Conrad III. lässt in elf Städten, darunter Miltenberg, alle Jüdinnen:Juden verhaften und enteignen – er wirft ihnen »Wucher«, das Verlangen überhöhter Zinsen, vor. Ein weiteres Mal zeigt sich die Strategie, für eigene Probleme (hier: Geldnot) Jüdinnen:Juden zu beschuldigen. Die Gemeinde und ihre Mitglieder verlieren sämtliches Eigentum, darunter auch die Synagoge. Schließlich kommt es zu Plünderungen und Vertreibungen, die zur Auslöschung der Gemeinde führen.

1542: Dokumente aus diesem Jahr erwähnen einen »Judenkirchhoff« – damit ist der heute noch erhaltene jüdische Friedhof am Burgweg gemeint. Vermutlich leben zu dieser Zeit nur wenige Jüdinnen:Juden in Miltenberg: In den Städten übernehmen die christlichen Zünfte, die jüdische Mitglieder schon lange ausgeschlossen haben, zunehmend politische Macht und drängen Jüdinnen:Juden heraus. Diese lassen sich daher unter ärmlichen Bedingungen in kleinen Landgemeinden wie Laudenschbach oder Röhlfeld nieder. Man spricht in dieser Zeit folglich vom »Landjudentum«.

1618: In den Jahren des Dreißigjährigen Krieges flüchten viele Menschen vom Land in die sicheren Städte. Auch einzelne jüdische Familien finden in Miltenberg Schutz. Gegen Zahlung eines »Wochengeldes« dürfen sie dort bleiben: Der Erzbischof kann so seine knappe Kasse füllen. Der Miltenberger Rat aber verlangt, die Jüdinnen:Juden »wegen ihres gemeinschädlichen Hantierens« aus der Stadt zu vertreiben. Diese Ausweisung währt nicht lange: Wenig später wird einzelnen jüdischen Familien erlaubt, in der Stadt zu leben – dies aber nicht uneigennützig. Als Gegenleistung sollen sie Miltenberg durch Zahlungen oder Warenbeschaffung unterstützen.

1661: Die Situation der Jüdinnen:Juden in Miltenberg beruhigt sich. Erstmals findet ein Landtag jüdischer Vertreter in der Stadt statt, in den folgenden Jahren weitere, die auch die Wiedereinrichtung ausgelöschter Ge-

meinden zum Ziel haben. In Miltenberg selbst leben um diese Zeit weiterhin nur etwa fünf jüdische Familien.

1730: Jüdinnen:Juden aus Miltenberg und Umgebung schließen sich zusammen und gründen eine Gemeinde. Das Schwarzviertel ist weiterhin die »Judenstadt«: Wohnrecht in der Hauptstraße wird jüdischen Familien verwehrt. Die Gemeinde wächst schnell und kann 25 Jahre später, als Jüdinnen:Juden wieder Eigentum erwerben dürfen, die Synagoge zurückkaufen – zuvor hat man ein Wohnhaus genutzt.

1784: Das Amt Miltenberg stimmt einem Landverkauf an jüdische Familien zu, der zuvor – und beispielsweise in Aschaffenburg weiterhin – verboten war. Die Berufswahl ist noch immer eingeschränkt. Auch bleibt begrenzt, wie viele Jüdinnen:Juden in der Stadt wohnen dürfen: Um 1800 sind etwa 15 »Plätze« für sie vorhanden.

1830: Spätestens jetzt erreichen die Gedanken der Französischen Revolution das seit 1816 bayerische Miltenberg: Jüdinnen:Juden werden deutlich mehr Rechte zugestanden. So sind jüdische Kaufleute nun weitgehend anerkannt und frei. Sie dürfen Lehrlinge ausbilden und Prüfungen ablegen. Auch der Eintritt in Vereine und das Ausüben öffentlicher Ämter werden möglich – so wird ein Jude Feuerwehrkommandant. Ebenso sind Jüdinnen:Juden bei der Berufswahl nun freier.

1851: Die erste Synagoge im Schwarzviertel ist baufällig und für die wachsende Gemeinde zu klein. Aus Geldnot kauft man daher in der Riesengasse ein kleines Wohnhaus als »Übergangs-Synagoge«. Bald schon reicht der Platz nicht mehr für alle Gemeindemitglieder. Zudem sind die Räume schlecht belüftet und düster.

1889: Man gründet einen Synagogen- und Schulhausbau-Verein. Da die Miltenberger Jüdinnen:Juden finanziell eher schwach sind, soll der Neubau auch über Spenden finanziert werden. Etwa zehn Jahre später kauft man von der Stadt eine Baufläche an der Mainstraße. 1903 erfolgt die Grundsteinlegung. Möglich wird dies durch Mittel der weiter wachsenden Gemeinde, aber auch durch Spenden früherer Gemeindemitglieder im Ausland, zu denen guter Kontakt besteht.

1904: Die neue Synagoge mit Schulgebäude wird eröffnet. Geplant worden ist ihr Bau auch durch den Stadtbaumeister, der mit der Gemeinde

das Ziel verfolgt, so zur Verschönerung Miltenbergs beizutragen. »In ungeheuchelter Freude«, so wird erzählt, habe die Bevölkerung an den Eröffnungsfeierlichkeiten teilgenommen.



Abb. 10: Die neue Synagoge in der Mainstraße (ab 1904). Unter der Kuppel befand sich der Gebetsraum, im rechten Gebäudeteil die Schule mit Lehrerwohnung
(Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Eine starke Gemeinde

Wie Miltenbergs jüdische Gemeinde das städtische Leben prägt – und selbst wächst und aufblüht.

Erweiterung. Mit der Auflösung kleiner Landgemeinden erweitert sich das Miltenberger Einzugsgebiet: Nach und nach schließen sich Jüdinnen: Juden aus Eichenbühl, Fechenbach (heute Collenberg), Freudenberg, Großheubach, Kleinheubach, Kleinwallstadt und Wörth der Gemeinde an. Ab etwa 1930 existieren zwischen Miltenberg und Aschaffenburg sogar

nur noch in diesen beiden Städten selbstständige jüdische Kultusgemeinden.

Wirtschaftskraft. Jüdinnen:Juden leisten einen bedeutenden Beitrag zur wirtschaftlichen Stärke Miltenbergs. Eine Übersicht aus dem Jahr 1938 nennt unter anderem jüdische Geschäfte für Schuhe, Zigarren, Kleidung und Leder sowie eine Metzgerei. Darüber hinaus betreiben Jüdinnen:Juden Lebensmittel-, Wein- und Viehhandel sowie verschiedenes Handwerk.

Vorreiter. 1923 verabschiedet die Gemeinde eine neue Ordnung. Darin enthalten: ein Stimm- und Wahlrecht für Frauen. Miltenberg untersteht mit 19 weiteren Gemeinden dem Distriktsrabbiner von Aschaffenburg. Dieser legt gegen die neue Ordnung Einspruch ein: Dass Frauen gewählt werden dürfen, lehnt er strikt ab. Man einigt sich: Sie dürfen zwar wählen, aber selbst nicht gewählt werden. Keine andere Gemeinde im Distrikt bemüht sich derart um die Gleichberechtigung der Frauen und erreicht, dass zumindest ein Stimmrecht etabliert wird.

Wachstumsstärke. Der Bau der ersten Synagoge wird um das Ende des 13. Jh. datiert. Die jüdische Gemeinde erreicht demnach zeitnah nach ihrer Gründung eine hohe Mitgliederzahl und baut ein ausreichendes Vermögen auf, um Synagoge, Mikwe und »Klepperhaus« (siehe »Bildungsträger«) zu errichten. Auch nach der Wiedereinrichtung der zwischenzeitlich ausgelöschten Gemeinde im 18. Jh. gelingen bald der Rückkauf der Synagoge und die Etablierung wichtiger gemeindlicher Strukturen. Schließlich wächst die regional bedeutende Gemeinde so stark, dass Pläne für den Bau einer neuen Synagoge gefasst und umgesetzt werden – dabei profitiert die Gemeinde auch von ihrer Vernetzung in In- und Ausland.

Bildungsträger. Die Gemeinde unterhält seit ihrer Gründung eine eigene Schule, für die wohl zunächst Räume im »Klepperhaus« direkt neben der ersten Synagoge genutzt werden. Der »Schulklepper«, der in diesem Haus wohnt, kündigt durch Anklopfen (»Kleppern«) Veranstaltungen an und leitet in der Anfangszeit der Gemeinde auch den Unterricht. Schon früh bemüht man sich also um die (nicht nur religiöse) Bildung der Kinder. Mit zunehmendem Wachstum stellt die Gemeinde einen eigenen Lehrer an, dessen Amt oft mit dem des Vorsängers und religiösen Leiters

verbunden ist. Spätestens seit 1820 ist der »Judenlehrer« aber nur für den Religionsunterricht zuständig, darüber hinaus besuchen einige jüdische Kinder auch die katholische Volksschule.

1824 berichtet der Vorstand der Gemeinde, dass schon »seit unvor-denklichen Zeiten«, also sehr lange, Unterricht nach den jüdischen Geboten abgehalten werde. 1844 ist dazu von einem eigenen Schulgebäude die Rede, ab 1851 wird in der »Notsynagoge« in der Riesengasse ein Schulzimmer eingerichtet. Die neue Synagoge ab 1904 verfügt gar über einen eigenen Gebäudefügel für die Schule mitsamt einer Lehrerwohnung.

Gesichter der Gemeinde. Starke Persönlichkeiten

Ehrenbürger. Wolf Klingenstein (*24. Mai 1833) ist Sohn einer jüdischen Familie, die in bescheidenen Verhältnissen im Miltenberger Schwarzviertel lebt. Seine Ausbildung wird vom »Bischoffischen Fonds«, einer Stiftung für arme Familien in Miltenberg, gefördert. Einige Jahre später macht er sich in London im Zigarettenhandel sehr erfolgreich selbstständig. Mit seinem großen Vermögen unterstützt er die jüdische Gemeinde beim Synagogenbau, aber auch die Stadt, z.B. im Schulwesen. 1911 wird er zum Ehrenbürger ernannt.

Einsatz für den Nachwuchs. 1864 gründet Abraham Hirsch eine jüdische »Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Knaben« in Miltenberg, wo sein Bruder bereits als Lehrer tätig ist. Bereits ein Jahr später besuchen 30 Jungen die Schule. Kurz darauf wird sie für die Vorbereitung auf die Tätigkeit als jüdische Lehrkraft zugelassen: Dies ist nicht überall möglich und unterstreicht die Bedeutung dieser Miltenberger Einrichtung, die von der jüdischen Zeitschrift *Der Israelit* gar als besonders vorbildlich gelobt wird. Nach dem Tod seines Bruders und kurz darauf dessen Sohns wird die Schule 1866 nach Mainstockheim (bei Würzburg) verlegt.

Erzwungene Entwurzelung

1933–1943. Eine Gemeinde wird ausgelöscht: Antisemitismus ist keine Erscheinung der Neuzeit. Immer wieder sehen sich Jüdinnen:Juden in Miltenberg Hass und Gewalt ausgesetzt – nicht erst seit 1933. Die Ereignisse der NS-Zeit waren kein plötzlicher Bruch mit der Vergangenheit: Der »Judenhass« beginnt nicht mit dem Nationalsozialismus, erfährt jedoch mit ihm eine weitere, tiefgreifende Eskalation. Auch in Miltenberg hinterlässt diese Zeit tiefe Spuren von Gewalt, Vernichtung und Zerstörung.

30.01.1933: Hitler wird Reichskanzler. In kurzer Zeit gelingt es den Nationalsozialisten, den Rechtsstaat in eine Diktatur zu überführen. Zwar erreicht Hitlers Partei, die NSDAP, in Miltenberg nie die Mehrheit, dennoch spüren die Jüdinnen:Juden in der Stadt bald die Folgen der neuen Politik. Aus Hass und irrationaler Angst heraus projiziert man Vorstellungen vom absolut Schlechten und Gefährlichen auf sie, wertet sie als »Volksfeinde« ab und macht sie für Missstände verantwortlich, die man selbst verursacht hat. Zuvor soll es Erzählungen zufolge in der Stadt zwar



Abb. 11: Miltenberg in der NS-Zeit (Quelle: WDR Digit/struessi40)

ein »normales Verhältnis« zu den Jüdinnen:Juden, aber keine »großen Freundschaften« gegeben haben. So kann die antisemitische Propaganda auch in Miltenberg schnell wirken. Zu Beginn verhält man sich in der Stadt passiv und schaut zu: Im Geheimen erhalten Jüdinnen:Juden vereinzelt Hilfe, öffentlich setzt sich aber kaum jemand für sie ein.

29.03.1933: Die antisemitischen Maßnahmen werden verschärft. Im *Boten vom Untermain*, von der NSDAP »gleichgeschaltet« (kontrolliert), wird die »deutsche Bevölkerung des Bezirks Miltenberg« zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen. Wer bei Jüdinnen:Juden einkauft, begehe »direkten Landesverrat«. Viele Menschen haben in dieser Zeit finanzielle Probleme: Um selbst keine Verantwortung dafür übernehmen zu müssen, schiebt man aus tief verwurzelttem Hass heraus Jüdinnen:Juden die Schuld zu. Sie aus Gesellschaft und Wirtschaft auszugrenzen, wird als angebliche Problemlösung präsentiert. Haltlos ist zudem der Vorwurf, sie würden dem Land mit ihrem Reichtum schaden. Tatsächlich aber sind die Jüdinnen:Juden in Miltenberg finanziell nicht überdurchschnittlich stark.

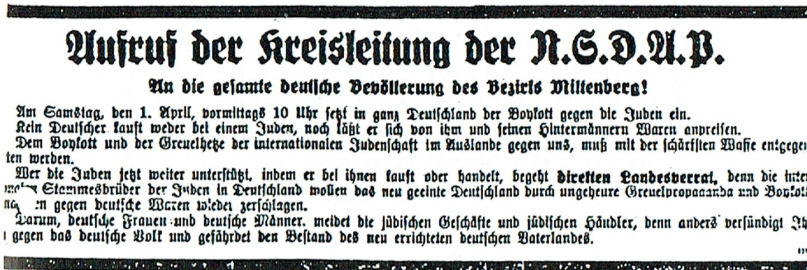


Abb. 12: Aufruf zum Boykott jüdischer Geschäfte im »Boten vom Untermain« (Miltenberger Tageszeitung) (Quelle: Wilhelm Otto Keller)

20.08.1933: Insgesamt 14 Scheiben der neuen Synagoge und des Schulgebäudes werden zerstört. Begonnen werden diese Aktionen wohl von Anhängern der SS (Schutzstaffel) aus Würzburg, die sich an diesem Abend in Miltenberg aufhalten.

08.09.1933: Die jüdische Zeitschrift *Jewish Chronicle* berichtet von einer Anordnung des Miltenberger Stadtrats: Jüdinnen:Juden dürfen nicht

mehr als Händler an der damals regional sehr bedeutenden Michaelismesse teilnehmen.

02.08.1935: Erneut liest man im *Jewish Chronicle* aus Miltenberg: Der Bürgermeister verbietet Jüdinnen:Juden den Besuch öffentlicher Schwimmbäder. Die Bevölkerung bleibt untätig und nimmt die Ungerechtigkeit stillschweigend hin.

Die Reichspogromnacht. Von Hass und Gewalt auf den Straßen Miltenbergs

09.11.1938: Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, ruft am Abend dazu auf, »die« Juden den »Volkszorn« spüren zu lassen, der durch die antisemitische Propaganda seit der Machtergreifung gezielt geschürt worden ist. Seine Rede markiert den Beginn der Novemberpogrome, den Auftakt zum größten Völkermord in Europa. Auch in Miltenberg ziehen noch in derselben Nacht, vermeintlich spontan, etliche Menschen durch die Stadt, rufen antisemitische Parolen, üben Gewalt gegenüber Jüdinnen:Juden aus und zerstören jüdische Geschäfte. Einige Zeugen erzählen aber später, bereits Tage zuvor von solchen, teils sehr konkreten Plänen erfahren zu haben.

10.11.1938: Jugendliche zerstören ab etwa 8 Uhr die Synagoge. Da sie Beile und anderes Werkzeug mitgebracht haben, erfolgt die Aktion sicher nicht spontan. Die Polizei erhält die Anweisung, nicht einzuschreiten. Später schließen sich Schüler der benachbarten Volksschule an: Deren Direktor, zugleich stellvertretender NSDAP-Ortsgruppenleiter, erntet um die gleiche Zeit vom Gauleiter Kritik über die »fehlende Radikalität« der bisherigen Aktionen in Miltenberg. Manche behaupten, er habe daraufhin seine Schüler in die Synagoge geschickt, andere geben an, die Kinder und Jugendlichen hätten sich freiwillig an deren Zerstörung beteiligt. Sicher hat die zuvor in der Schule betriebene »Judenhetze« die Hemmschwelle hierfür gesenkt. Auch kommt es zu körperlicher und verbaler Gewalt gegenüber Jüdinnen:Juden. Wirksame Versuche, die Menge zu stoppen, unternimmt niemand – bis zum späten Nachmittag wüten sie ungehindert weiter.

Am Abend folgen weitere Gewalttaten: So macht sich nach einer »Hetzrede« durch einen lokalen Zeitungsredakteur eine große Menge daran, jüdische Anwesen und die Synagoge weiter zu zerstören. Anstelle der Täter werden die Opfer, die Jüdinnen:Juden, noch in derselben Nacht gewaltsam verhaftet. Einige werden wenige Tage später freigelassen, andere erst am 28. November, wieder andere werden anschließend in das Konzentrationslager Dachau gebracht.

In Erinnerung

Paul Briscoe erzählt in seinem Buch *My friend the enemy* von seiner Jugend in Miltenberg. Als Sechsjähriger erlebte er dort die Reichspogromnacht. Seine Darstellung zeigt: Man war in Miltenberg nicht passiv. So dachte »jeder Schuljunge« in antisemitischen Mustern, die wohl von Schule und Eltern gleichermaßen gefördert wurden. Schließlich ging man mit hemmungsloser Gewalt gegen Jüdinnen:Juden vor. Briscoes Erzählung macht deutlich, wie tief der Hass bereits in den Alltag und die Köpfe eingedrungen war – auch bei Kindern. Unmissverständlich unterstreicht der Text, dass die Verbrechen nicht nur von wenigen Tätern begangen, sondern von vielen gutgeheißen, mitgetragen oder sogar mit Begeisterung ausgeführt wurden. Briscoe beschreibt die Aktion nahezu als freudiges Ereignis mit reger Beteiligung: Auch in Miltenberg scheute man Gewalt gegenüber Jüdinnen:Juden nicht.

Hinweis: Der folgende Text enthält antisemitische Aussagen. Er zeigt, wie Hass eigenes Denken und Erinnerung beeinflusst – bis heute!

»Es waren viele Stimmen, die laut durcheinanderriefen, schimpften und Sprechchöre bildeten. Die Worte konnte ich nicht verstehen, aber der Hass in ihnen kam klar herüber zu mir. [...] Die Wut der Menge war gerichtet auf das kleine Kurzwarengeschäft auf der anderen Seite des Marktplatzes [...] Mit der kalten Spätherbstluft drangen nun die Worte auf mich ein: ›Juden raus! Juden raus!‹ [...] Der Laden gehörte Mira. Jeder in Miltenberg kannte sie. Mira war [...] jüdisch [...]. [Die Juden] waren geldraffende Parasiten, schmutzig, untermenschlich. Jeder Schuljunge wusste das. [...] Der Mob verlangte nun brüllend ihr Erscheinen: ›Raus, du Jüdin, raus, du Schwein!‹ Plötzlich war ein Klirren zu hören. Jemand hatte einen Ziegelstein durch ihr Ladenfenster geworfen. Die Menge brüllte Beifall. Über die Köpfe

der größeren Jungs vor uns konnte ich gerade eben den Säulenvorbau der kleinen Synagoge von Miltenberg erkennen [...]. Wir Jüngeren standen still, schweigend und einigermaßen ratlos da. Bald drangen krachende und splitternde Geräusche aus dem Gebäude nach draußen, von wildem Johlen und Geschrei begleitet. Einige der Älteren befanden sich auf der Empore, wo sie Bücher zerrissen und die Seiten in die Luft warfen [...]. Eine andere Gruppe zerrte am Emporengeländer, hin und her, bis es abbrach. [...] Ich war nicht länger ein außenstehender Beobachter, jetzt machte ich mit [...]. Uns allen ging es so. Nachdem wir alle Stühle und Bänke zerlegt hatten, zerschlugen wir auch die Einzelteile. [...] Als unser Gelächter etwas abgeflaut war, bemerkten wir, dass jemand durch die Seitentür hereingekommen war und uns beobachtete. Es war der Rabbi [...]. Vom Türrahmen aus sah ich Fäuste und Stöcke auf ihn niedergehen.«¹

08.12.1938: Der Stadtrat möchte eigenständig die gesamte Innenstadt zum »Sperrgebiet für Juden« erklären. Eine solche Maßnahme ist in Unterfranken einzigartig und wird von der Aufsichtsbehörde verboten. Hier zeigt sich, wie weit der lokale Antisemitismus geht: Man schreckt vor extremen Aktionen und Alleingängen nicht zurück. Immer mehr Jüdinnen:Juden verlassen Miltenberg, allein 31 von ihnen bis Ende 1939.

23.04.1942: Am Anfang dieses Jahres leben wohl noch etwa zehn Jüdinnen:Juden in Miltenberg. Nach einem Aufruf der Geheimen Staatspolizei, in den nächsten Tagen »1000 Juden zu evakuieren«, werden acht Menschen mit dem Bus nach Würzburg und von dort weiter in Vernichtungslager gebracht.

14.05.1943: Nachdem im September 1942 die letzten beiden Miltenberger Jüdinnen deportiert worden sind, gibt der Bürgermeister bekannt: »Juden sind in Miltenberg nicht mehr wohnhaft.« Mindestens ein Drittel der über 100 im Jahr 1933 in der Stadt lebenden Jüdinnen und Juden ist in der Zeit der NS-Herrschaft ermordet worden.

Zwei Namen, zwei Leben

Mira Marx und Oskar Moritz: Eine Jüdin und ein Jude, die im April 1942 aus Miltenberg deportiert wurden. Das Foto auf der nächsten Seite zeigt sie am Platz'schen Garten in Würzburg. Ein Zug brachte sie mit 850 wei-

¹ In: Bote vom Untermain, 08./09.11.2008, S. 20.

teren Menschen zwei Tage später nach Polen. Dort wurden sie in Vernichtungslagern noch im selben Jahr ermordet.

Mira Marx (*1894) wuchs mit fünf Geschwistern in Miltenberg auf. In ihrem Haus im Schwarzviertel waren zuletzt alle noch in der Stadt lebenden Jüdinnen:Juden untergebracht – auch Oskar Moritz (*1887). Seit 1933 wurde er bereits zweifach grundlos ins KZ Dachau inhaftiert, jedoch wieder freigelassen. Sein Versuch, in die USA auszuwandern, blieb erfolglos.



Abb. 13. Mira Marx und Oskar Moritz vor dem Bus, der sie von Miltenberg nach Würzburg gebracht hat. Zwei Tage später wurden sie von dort nach Polen deportiert.

»Die Deutschen haben ja auch gelitten«

»Schuldabwehr-Antisemitismus«: Diese Strategie wird mit der oben stehenden Aussage verfolgt. Dabei versucht man, selbst die Opferrolle einzunehmen, »die anderen«, nicht die eigene Gruppe, als Täter und sich als unschuldig, gar als selbst leidend darzustellen. Passend hierzu ist das Ergebnis einer 2020 durchgeführten Studie², wonach über 30% der Befragten angaben, ihre Vorfahren hätten in der NS-Zeit Jüdinnen:Juden gehol-

² Papendick, Michael u.a. (2020): Multidimensionaler Erinnerungsmonitor (MEMO) III/2020 (DOI: 10.13140/RG.2.2.33710.95044).

fen, sie versteckt oder bei der Flucht unterstützt. Tatsächlich waren es weniger als 0,1% der Deutschen, die nicht untätig blieben. Tatsache ist: Es gab einzelne Menschen in Miltenberg, die halfen, aber die Mehrheit distanzierte sich, schaute passiv zu oder unterstützte Antisemitismus aktiv. Vom Stadtrat verhängte Verbote für Jüdinnen:Juden und Menschenmengen, die jüdische Anwesen zerstörten: Das war auch in Miltenberg Realität – ebenso wie viele, die stillschweigend beobachteten. Doch auch das Wegsehen von Ungerechtigkeit und Gewalt macht schuldig. Indem diese Schuld aber einer vermeintlich kleinen Gruppe, »den« Nazis, zugewiesen wird, soll das eigene Gewissen erleichtert werden – schließlich sei man selbst unbeteiligt gewesen und »konnte nichts machen«. Doch: Die Deutschen haben nicht auch gelitten, sie haben in weiten Teilen den »Judenhass« mitgetragen – sei es aktiv oder durch passives Wegschauen.

Faktencheck

Immer wieder wird über jüdische Geschichte nachgedacht, geschrieben und diskutiert – und immer wieder werden dabei Behauptungen aufgestellt, die nicht der Wahrheit entsprechen:

- *»Judenhass ist etwas aus der NS-Zeit«*: Die Geschichte zeigt: Antisemitismus ist keine Erscheinung der Neuzeit. Immer wieder führt tiefer Hass dazu, Jüdischsein nicht als Religionszugehörigkeit, sondern als Inbegriff des Schlechten, als Gefahr zu sehen. Um mit Ängsten und Problemen nicht umgehen zu müssen, beschuldigt man Jüdinnen:Juden dafür. So werden böartige und falsche Unterstellungen wie »Hostienschänder«, »Religionsfeinde« oder »gemeingefährlich« vorgeschoben, um den eigenen Antisemitismus zu verdecken und »Judenhass« scheinbar zu rechtfertigen – bis heute.
- *»Vor 1933 galt das gleiche Recht für alle!«*: Bereits im 16. Jh. findet sich eine Anweisung an den Marktmeister, dass »die Juden« in Miltenberg nicht vor 11 Uhr auf den Wochenmärkten einkaufen dürfen. 1719 wird »dem Juden Samuel Lazarus« verboten, in der Hauptstraße zu wohnen – er müsse in die »Judenstadt« ziehen. Mehrfach verpflichtet man ausschließlich die Jüdinnen:Juden zu Zahlungen: So müssen sie sich Unversehrtheit durch einen »Leibzoll« erkaufen und im Dreißigjähri-

gen Krieg pro Person einen halben Zentner Pulver und einen Zentner Blei für die Stadt beschaffen.

- »Die Shoah ist nicht einmalig: schon im Mittelalter wurden Juden verfolgt«: Der Massenmord an Jüdinnen:Juden in der NS-Zeit, der auch Shoah genannt wird, ist einmalig: Nie zuvor gab es den Plan, weltweit jüdisches Leben auszulöschen, und nie zuvor wurde eine Gruppe als absoluter Feind gesehen, der für alles Leid verantwortlich sei. Bei Verfolgungen im Mittelalter wurden vermeintliche, oft materielle Gründe vorgeschoben, um sie zu rechtfertigen. Die Shoah hingegen hatte das klar kommunizierte Ziel, Jüdinnen:Juden als »minderwertige Rasse« und Schuldige für sämtliche Missstände im Land zu vernichten.

»Geldjuden«? Ein Vorurteil auf dem Prüfstand

Glaubt man einem verbreiteten Vorurteil, das sich auch in Miltenbergs Geschichtsschreibung findet, so sind Jüdinnen:Juden seit jeher in Geldgeschäfte verstrickt und streben nach Macht. Aber stimmt das?

»Geld verleihen und dafür Zinsen nehmen? Das haben nur die Juden gemacht! Die durften ja sonst nichts anderes arbeiten!«

Diese Behauptungen werden häufig vorgebracht, um die vermeintliche jüdische »Herrschaft« über das Geldsystem zu bestätigen. Scheinbar gestützt werden sie im Buch Exodus. In Ex 22,24 heißt es: »Leihst du einem aus meinem Volk [...] Geld, dann sollst du [...] von ihm keinen Zins fordern.« Vielfach wird daraus ein christliches Zinsverbot abgeleitet. Das Buch Exodus ist aber kein ausschließlich christliches Buch: Es ist zugleich das zweite Buch der *Tora*, dem ersten Teil der heiligen Schriften des Judentums. Weiterhin wird auch auf das Vierte Laterankonzil 1215 (eine Versammlung von Vertretern der Kirche, die in Rom stattfand) verwiesen, das ein »kanonisches Zinsverbot« beschlossen habe. Tatsächlich war dort aber nur von einer Beschränkung der Zinsen die Rede. In der Realität hatte dieser kirchliche Beschluss zudem kaum Auswirkungen: Im weltlichen Recht war »Wucher« kein Verbrechen und christliche Geldverleiher legten auf die Einhaltung des Konzilsbeschlusses wenig Wert – Quellen überliefern Verstöße gegen dieses »Verbot« selbst innerhalb der katholischen Kirche. Eine erste bedeutende Erkenntnis lässt sich hieraus

bereits folgern: *Weder waren alle Juden Geldverleiher, noch waren alle Geldverleiher Juden.*

Interessant ist auch die Aussage des Kirchenlehrers Bernhard von Clairvaux um 1146: So würden christliche Geldverleiher »schlimmer judaisieren«, wo keine Jüdinnen:Juden in diesem Gewerbe tätig sind. Hatte das griechische Verb *ioudaizo* ursprünglich eine positive Bedeutung, das Leben nach jüdischer Tradition, Sinne der Bewahrung jüdischer Tradition, so wird es nun antisemitisch umgedeutet: Zu »judaisieren« heißt, übermäßig hohe Zinsen zu verlangen. Dabei waren es nach von Clairvaux christliche, nicht jüdische Geldverleiher, die besonders skrupellos vorgingen. Ein solcher Wucher war also nicht »typisch jüdisch«, sondern bei vielen Geldverleihern üblich: So wurde 1653 auch in Miltenberg ein Nicht-Jude wegen Wuchers bestraft. Dass von Clairvaux solches Wuchern durch Christen als »Judaisieren« bezeichnet, zeigt, dass er – wie viele andere – dem Vorurteil »alle und nur Juden wuchern« dennoch folgt.



Abb. 14: Das Bild »le prêteur et sa femme« (1514) zeigt einen christlichen Geldverleiher und seine Frau. In einem Schulbuch wird das Paar fälschlich als jüdisch identifiziert – wohl, da »alle Geldverleiher Juden sind« (Quelle: Quinten Metsys, Public domain, via Wikimedia Commons)

Auch, dass »Juden nur der Geldverleih blieb« und sie so Reichtum und Macht aufbauten, ist nicht richtig. Korrekt ist, dass ihnen der Eintritt in christliche Handwerksverbände und auch der Kauf von Land verboten blieben. Dennoch waren nicht alle Jüdinnen:Juden im Geldverleih tätig und die, die es waren, hatten selten Reichtum: Unterschlagene Rückzahlungen und geringe Erträge machten das Geschäft nicht attraktiv. Hinzu kam die stets präsenste Abneigung ihnen gegenüber, auch, da sie im christlichen Römischen Reich als »Ungläubige« ausgegrenzt wurden. Nur vergleichsweise wenige jüdische Geldverleiher erlangten tatsächlich Reichtum – nicht anders erging es den christlichen.

Woher rührt also das Vorurteil des »Geldjuden«? Es ging wohl gar nicht vor allem um Geld: Der Vorwand des »Wuchers« wurde vorgeschoben, um eigenen Vorbehalten gegenüber einer Minderheit Ausdruck zu verleihen. Wenn nun historische Erzählungen die Verfolgungen von Jüdinnen:Juden damit zu rechtfertigen versuchen, dass man sich für »Wucher« rächen oder eine Rückzahlung umgehen wollte, so soll auf diese Weise Antisemitismus, die Feindseligkeit gegenüber Jüdinnen:Juden, durch materielle Gründe verdeckt werden. Doch nicht Geld führte zu Hass und Verfolgung. Vielmehr übertrug man die Schuld für eigene Fehler und selbstverursachte Missstände auf die Jüdinnen:Juden. Man beschuldigte sie, um bestehende Probleme nicht selbst angehen zu müssen. Auch das Bild des »Geldjuden« hat in dieser schon im Mittelalter verbreiteten, antisemitischen Denkweise seinen Ursprung.

Jüdische Geschichte in Miltenberg entdecken

Du hast bislang einiges darüber erfahren, wie sich Miltenbergs jüdische Gemeinde von ihrer Einrichtung kurz nach der Stadtgründung bis zu ihrer endgültigen Auslöschung in der NS-Zeit entwickelt hat. Auch, wenn manche ihrer Spuren seither zerstört wurden oder verblasst sind, kannst Du in Miltenberg bis heute Zeugnisse der Jüdinnen:Juden entdecken – und durch sie jüdische Tradition verstehen. Die Stadt ist reich an lebendigen Spuren: Die folgenden Seiten begleiten Dich dabei, ihnen nachzuspüren.

Manche Spur führt Dich in die Judaica-Sammlung des Museums Stadt Miltenberg. Einige der Ausstellungsstücke lernst Du in diesem Heft ken-

nen. Bei einem Besuch vor Ort kannst Du diese Gegenstände näher betrachten – und mehr interessanten, lebendigen Spuren, auch aus anderen Kapiteln der Stadtgeschichte, begegnen. Für Dich und Deine Klasse bietet die Tourist Information *Drei am Main* interessante Führungen an, bei denen ihr gemeinsam auf Spurensuche in der Stadt geht.

Es gibt noch viel zu entdecken:

- www.miltenberg.info
- www.museen-miltenberg.de

Warum die Synagoge nicht nur ein Gebäude ist

Nicht irgendein Bauwerk: Hier lernst Du, was eine Synagoge eigentlich ist und wie vielseitig sie genutzt wird.

Das Wort. Die Bezeichnung »Synagoge« stammt aus dem Griechischen und bedeutet zunächst »Versammlung« oder »Gemeinde«. Anfangs wurde das Wort wohl vor allem mit dieser Bedeutung benutzt. Erst später begann man flächendeckend damit, das jüdische Versammlungs- und Gebetshaus als Synagoge zu bezeichnen. Zuvor, besonders im Mittelalter, war die Bezeichnung dieses Hauses als *schola* verbreitet – gewiss deshalb, da man sich bis heute dort auch zum Lesen und Lernen trifft. Das Jiddische, eine Sprache, die bis heute von einigen Jüdinnen:Juden in Europa gesprochen wird, verwendet für die Synagoge ebenso das Wort *Schul*. Im Deutschen war daher zeitweise ebenso der Begriff »Judenschule« gebräuchlich, auch, da oft kein separates Schulgebäude vorhanden war. Mittlerweile hat sich zumindest im europäischen Raum die Bezeichnung Synagoge weitgehend durchgesetzt.

Die Nutzung. Die Synagoge dient nicht nur Gebet und Gottesdienst. Sie ist Gemeindezentrum, Treffpunkt, Ort, um ins Gespräch zu kommen, Feste zu feiern und zu lernen, etwa beim Lesen verschiedener Schriften aus der Bibliothek oder bei Angeboten der Kinder- und Erwachsenenbildung wie Hebräischkursen oder der Vorbereitung auf die *Bar Mitzwa* bzw. *Bat Mitzwa*.

Der Bau. Während manche Synagogen groß und weithin sichtbar sind, lassen sich andere auf den ersten Blick nicht als solche erkennen – und

manchmal sind es gar keine Gebäude: Es gibt auch Freiluftsynagogen. Synagogen werden gewöhnlich so gebaut, dass der *Tora*-Schrein in Richtung Osten, nach Jerusalem, wo einst der Tempel stand, ausgerichtet ist. Hinter dem Schrein befindet sich häufig ein großes, oft rundes *Misrach* (»Osten«-)Fenster.

Die Entwicklung. Eine über 2000 Jahre alte Synagogeninschrift beschreibt ein solches Gebäude als einen Ort für die Lehre, die Lesung von Schriften wie der *Tora* sowie als Herberge – nicht jedoch als Gebetshaus. Zum Gebet sucht man damals den Jerusalemer Tempel auf. Nach dessen zweiter Zerstörung und der Eroberung der Stadt durch die Römer ist das nicht mehr möglich: Viele Jüdinnen:Juden leben nun verstreut in vielen Ländern. Zusammenzukommen und zu beten, schafft in dieser Situation Gemeinschaft – so wird die Synagoge auch zum Ort des gemeinsamen Gebets.

Die Einrichtung. Der *Tora*-Schrein, auf Hebräisch *Aron ha-kodesch*, von dem Du bereits gelesen hast, muss in jeder Synagoge vorhanden sein. Darin werden die *Tora*-Rollen aufbewahrt. Oft steht der Schrein erhöht und so, dass die zentrale Bedeutung der *Tora* zum Ausdruck kommt. Für die Lesung wird die Schriftrolle auf ein Pult, die *Bima*, gelegt. Im Mittelalter befand sich diese oft mittig im Raum, später auch in der Nähe des *Tora*-Schreins. Dort findest Du auch das *Ner Tamid*. Dieses immerwährende Licht erinnert an die *Menora*, die im Jerusalemer Tempel ständig brannte. Der Tradition nach vergegenwärtigt es die Anwesenheit des Ewigen.

Die Tradition. Wie eine Synagoge eingerichtet ist, ist in der jüdischen Tradition begründet: Dass die *Bima* oft mittig im Raum steht, zeigt die Wichtigkeit der *Tora*-Lesung. Diese steht nicht nur im Mittelpunkt von Gebet und Gottesdienst, sondern ist Grundlage der Tradition selbst. Zugleich drückt die vielerorts umgesetzte Anordnung der Sitzbänke um die *Bima* herum aus, dass grundsätzlich alle Anwesenden alle Funktionen ausüben dürfen – seien es das Verlesen der *Tora*, das Vorbeten oder das Vorsingen. Ersteres erfolgt traditionell auf Hebräisch, Gebete werden etwa im liberalen Judentum mitunter in der Landessprache gesprochen. Vielleicht hast Du schon einmal vom Amt des Rabbiners gehört und fragst Dich, ob es nicht doch einen festen Gottesdienstleiter gibt. Die Aufgaben eines Rabbiners sind vielseitig: Die Leitung des Gottesdienstes kann eine davon sein,

aber muss es nicht. Eine Einschränkung gibt es aber: Traditionell sind nur Männer zur Teilnahme am Gottesdienst verpflichtet und übernehmen darin Aufgaben. Für Frauen waren früher oft separate Räume oder Emporen vorgesehen. Im liberalen Judentum gibt es diese Trennung heute nicht, in orthodoxen Gemeinden ist sie üblich.

Der Gottesdienst. Traditionell wird im Judentum dreimal täglich gebetet: morgens, nachmittags und abends. Am *Schabbat* und an Feiertagen kommt ein weiteres Gebet hinzu. Diese Gebete ersetzen die Opfer, die man bis zu dessen Zerstörung im Jerusalemer Tempel dargebracht hat. Gebete sind zugleich das zentrale Element eines jüdischen Gottesdienstes: Eine Predigt oder Ansprache ist kein fester Bestandteil, vielmehr folgen verschiedene Gebete aufeinander – so etwa das *Sch'ma Israel*, das im Morgen- und Abendgebet gesprochen wird, oder das »Achtzehngebet«, benannt nach den 18 Segenssprüchen, aus denen es ursprünglich bestand. Ein »Abgesandter der Gemeinde« spricht oder singt die Gebete vor, die übrigen Anwesenden sprechen bzw. singen mit. Der tägliche Gottesdienst dauert meist etwa 45min. Deutlich mehr Zeit nimmt die Feier des *Schabbat* in Anspruch: In deren Mittelpunkt steht die *Tora*-Lesung, wofür die *Tora*-Rolle feierlich aus dem Schrein genommen und auf die *Bima* gelegt wird. Der Text der *Tora* ist in 54 Wochenabschnitte aufgeteilt: So kann innerhalb eines Jahres jeder Abschnitt einmal vorgelesen werden, was oft unterschiedliche Gemeindemitglieder übernehmen.

Die Gemeinschaft. Wie Du bereits weißt, ist die Synagoge keineswegs nur ein Haus des Gebets und Gottesdienstes, sondern ein Ort der Gemeinschaft. Besonders deutlich zeigt sich das, wenn Jüdinnen:Juden dort zusammen Feste feiern – etwa *Pessach*, das an den Auszug aus Ägypten erinnert. Dieses Fest dauert sieben Tage lang und beginnt mit dem *Seder*-Abend, an dem man sich im Kreis der Familie, oft aber auch als Gemeinde in der Synagoge zum gemeinsamen Mahl trifft. Dabei isst und trinkt man nicht nur, sondern spricht Gebete und singt Lieder. Auch nach dem Gottesdienst am *Schabbat* oder an Feiertagen kommt man vielerorts zum Festmahl in der Synagoge zusammen. Du siehst: Die Synagoge ist nicht nur ein Haus des Gebets, sondern ein Ort für die Gemeinschaft.

Der Mittelpunkt. Das Wichtigste kommt zum Schluss: Nicht nur der Gottesdienst, sondern auch die Gestaltung der Synagoge ist auf die *Tora* fo-

kussiert. So trägt die *Tora*-Rolle eine Krone und einen Mantel, um ihre Würde zum Ausdruck zu bringen. Sämtlicher Schmuck wird so ausgeführt, dass die *Tora* im Mittelpunkt steht – so etwa die oft sehr kostbare Decke auf der *Bima*: Findet sich in einer Synagoge Schmuck, dann, um die *Tora* zu ehren.

Antisemitismus in der Sprache

Auf der vorherigen Seite hast Du Jiddisch kennengelernt. Diese Sprache entstand im 13. Jh., als viele deutsche Jüdinnen:Juden vor Verfolgungen nach Polen geflohen sind. Das Jiddische entwickelte sich aus dem Mittelhochdeutschen, folgt in der Grammatik aber eher slawischen Sprachen wie Polnisch oder Russisch, während viele Vokabeln aus dem Hebräischen stammen. Heute werden Begriffe aus dem Jiddischen oft negativ verwendet: *Mischpoke* etwa, eigentlich Bezeichnung für eine Familie, beschreibt fragwürdige Gruppen – oder *mauscheln*: *Mauschel* ist die jiddische Form des Vornamens Mose, das Verb aber beschreibt Betrug. Zu diesen Umdeutungen kam es, da man aus Hass heraus solch negativ gewertetes Verhalten »den« Juden zuschrieb. Auch antisemitische Redewendungen entstehen so: »Hier geht es zu wie in der Judenschul!« prangert Lärm an – in der Synagoge ist es oft laut, wenn gebetet oder diskutiert wird. Wer jüdische Bräuche nicht kennt, hält das für chaotische Unruhe. Tatsächlich zeigt das laute Sprechen aktive Teilnahme und Hingabe.

Ein Buch für das Leben. Auf der Spur de*Tora*

Die *Tora* ist die wichtigste religiöse Quelle des Judentums. Das Wort *Tora* ist Hebräisch und bedeutet »Weisung« – das beschreibt den Charakter dieser Schrift: Sie ist Grundlage der jüdischen Tradition. Man findet in ihr Orientierung bei der Lebensführung und bei unterschiedlichen Fragen, etwa zum Verhältnis von Mensch und Gott, zu den Ursprüngen des Lebens und zum Zusammenleben der Menschen. Die *Tora* besteht aus den fünf Büchern Mose, die nach ihrem jeweils ersten Abschnitt benannt sind: *Bereschit* (»Im Anfang«), *Schemot* (»Buch der Namen«), *Wajikra*

(»Und er rief«), *Bamidbar* (»In der Wüste«) und *Dewarim* (»Worte«). Du findest diese Bücher am Anfang jeder christlichen Bibel, allerdings unter anderen Namen: Dort heißen sie *Genesis*, *Exodus*, *Levitikus*, *Numeri* und *Deuteronomium*. In vielen protestantischen Bibelausgaben werden sie von 1–5 durchnummeriert. Im *Tora*-Schrein einer Synagoge findest Du aber meist keine Bücher: Dort wird der Text der *Tora* auf Schriftrollen aufbewahrt. Diese Rollen werden von einem *Sofer* (»Schreiber«) handschriftlich auf Pergament angefertigt, was nicht selten bis zu ein Jahr dauert. Traditionell ist die *Tora* auf Hebräisch verfasst. Um die *Tora* selbst lesen und verstehen zu können, lernen viele Jüdinnen:Juden diese Sprache.

Neben diesen fünf Büchern der schriftlichen gibt es auch eine mündliche *Tora*: Das sind die über viele Generationen hinweg gesammelten Auslegungen und Erklärungen zu den Texten der *Tora*, die zunächst mündlich weitergegeben und später aufgeschrieben wurden.

Hat Gott einen Namen?

Warum braucht Gott einen Namen? Und woher weiß man, wie er heißt? Hier lernst Du, warum es gar nicht so leicht ist, über Gott zu sprechen. Das Denken und Reden über Gott stellt Menschen vor eine Herausforderung: Niemand hat ihn je gesehen. Ein Name kann helfen, sich Gott etwas »greifbarer« vorzustellen. Das war in einer frühen Phase des Judentums sehr wichtig: In dieser Zeit glaubten viele Menschen an verschiedene Gottheiten. Der Name half dabei, diese zu unterscheiden. In der *Tora* wird erzählt, dass Gott Mose am Berg Horeb seinen Namen offenbart habe. Er lautet יהוה (»JHWH«). Was dieser Name bedeutet, ist nicht eindeutig geklärt. In einer späteren Zeit setzte sich im Judentum der Glaube an JHWH als einzigen Gott weiter durch. Der Eigenname wurde weniger wichtig, da man nun keine Gottheiten mehr unterscheiden musste. Doch nicht nur deshalb wird er wohl spätestens seit dieser Zeit nicht ausgesprochen: Der jüdischen Tradition zufolge hat JHWH das Universum erschaffen und steht über allem, was darin geschieht. Seine Größe und Unermesslichkeit lassen sich nicht in einem Namen und mit menschlicher Sprache ausdrücken. Den Namen auszusprechen, würde zudem bedeuten, über Gott bestimmen, ihn auf ein Wort reduzieren oder sich bildlich vorstellen zu wollen, wie er aussieht. Außerdem könnte man einen Na-

men achtlos und unüberlegt dahinsagen, ohne zu verstehen, dass man nicht irgendwen, sondern Gott damit anspricht.

Irgendwie muss man aber doch über Gott sprechen können, oder? Im Alltag nutzen viele Jüdinnen:Juden die Bezeichnung *ha-Schem* (»der Name«). Beim Verlesen der Tora im Gottesdienst oder in Gebeten wird anstelle von JHWH oft *Adonaj* (»mein Herr«) oder Elohim (»Gott«) ausgesprochen. In christlichen Bibeln liest Du häufig HERR, wo in der Tora JHWH steht. Einige Jüdinnen:Juden meiden auch das Wort »Gott« und ersetzen es durch »G'tt«. Schließlich gibt es viele Umschreibungen, die mehr die Eigenschaften als den Namen betonen, etwa »der Ewige,« »der Allmächtige« oder »der Höchste«. Diese Bezeichnungen haben eines gemeinsam: Sie zeigen Ehrfurcht und Respekt.

Point of View: Was die Synagoge für mich ist

Einblicke aus erster Hand: Jüdinnen:Juden erzählen:

- »Ich erzähle mal, wie es für meine Kinder ist – sie sind zwischen fünf und zehn Jahren alt. Viele ihrer Schulfreunde gehen in dieselbe Synagoge. Während wir Eltern beten, toben sie und haben Spaß. Manchmal sitzen sie bei mir oder bei meinem Mann (Frauen und Männer sitzen in meiner Synagoge getrennt) und wir erklären ihnen, was gerade passiert. Am Schabbat gibt es auch einen Kindergottesdienst. Da wird gesungen, ein bisschen gebetet und gespielt. Für ältere Kinder gibt es manchmal auch ein Quiz. Am besten gefällt mir in der Synagoge die Gemeinschaft und ich wünsche mir, dass meine Kinder mit ihr und dem Gebet Positives verbinden.«
- »Für mich ist die Synagoge ein Ort des Gebets. Aber sie ist noch mehr. Sie ist eine Art Safe Space für Jüdinnen:Juden. Dort trifft sich die Gemeinde und dort werden Freundschaften fürs Leben geschlossen. In der Synagoge wird aber nicht nur gebetet, sondern auch gefeiert, gegessen und getrunken. Die Synagoge ist der Mittelpunkt der Gemeinde, zumal orthodoxe Juden wie ich am *Schabbat* kein Auto fahren: Wir wohnen alle um die Synagoge herum, sie ist also unser Zentrum.«
- »Ich bin ein seltener Synagogengänger. Nicht, dass dort irgendetwas schlecht wäre: Ich brauche den Schabbat als Erholungstag und ich genieße die Ruhe. Was ich aber sehr schätze, ist die Rolle der Synagoge

in unserer Gemeinde. Sie ist der Mittelpunkt, wir alle wohnen nicht weit von ihr. Ich habe sozusagen immer meine Gemeinde um mich herum. Und auf diese Weise beeinflusst und formt die Synagoge doch unser aller Leben, auch das von Leuten wie mir, die nicht oft dort hingehen.«

- »Mich persönlich verbindet nicht mehr so viel mit meiner Synagoge. Manchmal gehe ich hin, aber für mich findet die Religionsgemeinschaft vor allem zuhause und in den Häusern anderer Mitglieder meiner Gemeinde statt. Grundsätzlich würde ich mich aber schon als gläubig bezeichnen. Wenn ich doch einmal in die Synagoge gehe, fühlt es sich aber gut für mich an.«
- »Für mich ist die Synagoge sehr bedeutsam – aber es ist selbstverständlich möglich, stolz und ohne Zweifel jüdisch zu sein, ohne diese jemals zu betreten. Ich nehme die Synagoge als Ort der Verbindung wahr: zu anderen Jüdinnen:Juden, aber auch zur Vergangenheit. All die Lieder und Gebete, die ich in meiner Kindheit gelernt habe, werden, egal, in welche Synagoge ich gehe, dort genauso oder ähnlich gesprochen und gesungen. Und auch meine Großeltern, Urgroßeltern und so weiter haben das schon getan! Es ist einfach ein Gefühl von Schönheit und Ehrfurcht an diesem Ort. Ja, und Spaß: Man trifft dort immer nette Leute!«
- »Mein 14 Jahre alter Sohn sagt, die Synagoge gebe ihm ein Gefühl von Gemeinschaft. Für ihn sei es immer wieder schön, dort zu sein, weil man sich dort akzeptiert fühlen könne. Ich selbst verbinde mit der Synagoge vor allem Erinnerungen an schöne Momente oder liebe Menschen, etwa an meine Großeltern, die immer einen festen Sitzplatz hatten. An sich ist die Synagoge ein Haus, aber was darin passiert, ist, was für mich zählt.«
- »Die Synagoge ist vor allem ein Ort, an dem wir Jüdinnen:Juden ganz wir selbst sein können. Das ist nicht wie eine Kirche, in die man mal eben reingeht. Das Haus selbst ist für mich nicht heilig: Heilig ist, was wir dort lesen, hören und tun!«

Mehr als ein Gebäude: Über die Synagoge lernen heißt auch, zu lernen, was dieser Ort für die Menschen bedeutet. Ob, warum und wie oft man in die Synagoge geht, ist unterschiedlich: Ganz so, wie es die Menschen sind!

Mehr als ein Haus

Bereits kurz nach der Gemeindegründung baut man in Miltenberg eine **erste Synagoge**: Auf den folgenden Seiten lernst Du das Bauwerk und seine Geschichte kennen!

Die Kleinste unter den Erhaltenen. Am Berghang unter der Mildenburg steht eine der ältesten noch erhaltenen Synagogen in Europa, erbaut um 1290. Ihre Wände sind aus Buntsandstein errichtet worden, wie er typisch für die Gegend um Miltenberg ist und bis heute dort in Steinbrüchen gewonnen wird. Der Innenraum dieser Synagoge ist etwa neun Meter lang und sechs Meter breit – damit zählt sie zu den kleinsten mittelalterlichen Synagogen, die noch erhalten sind. Besonders auffällig ist das Deckengewölbe, das sich in den Stil der Gotik einordnen lässt. Wollte man in dieser Epoche (etwa 1150–1500) Räume mit besonders hoher Decke bauen, hat man häufig sogenannte Kreuzrippengewölbe geschaffen. Dabei wird das Deckengewölbe von mehreren Rippen getragen, die sich an einer Stelle kreuzen. Den Innenraum der Miltenberger Synagoge überspannen zwei solcher Gewölbe, die gleich groß und an der höchsten Stelle rund acht Meter hoch sind. Ungewöhnlich ist die Zahl der Rippen: Es sind fünf. Warum das? Vier Rippen würden an die Form des christlichen Kreuzes erinnern – dies verhindert die fünfte Rippe, die für die Abstützung des Deckengewölbes keine Funktion hat, sondern allein ihrer Bedeutung wegen eingefügt wurde.

Auf die Mitte ausgerichtet. Jene fünfte Rippe ist es auch, die für eine Betonung der Mitte sorgt: Sie teilt den Raum der Länge nach in zwei identische Hälften, während dies der Breite nach eine »Gurtrippe« tut, die die zwei gleich großen Deckengewölbe voneinander trennt. Diese beiden »Trennlinien« schneiden sich genau in der Raummitte, und das nicht ohne Grund: Dort stand erhöht die *Bima*. Wie Du gelesen hast, steht die *Tora* im Mittelpunkt des Gottesdienstes, vor allem am *Schabbat* – genau das wird so sichtbar: Die *Bima*, auf der die *Tora*-Rolle für die Lesung abgelegt wird, steht nicht nur in der Raummitte, sondern auch im Schnittpunkt der genannten »Trennlinien«. Noch mehr Mitte geht nicht! Übrigens: Die Architektur der Synagoge hat sogar noch eine weitere Bedeutung. Würde man die »fünften Rippen« beider Gewölbehälften miteinander verbinden, so würde die so entstandene Linie genau von West nach Ost verlaufen

und zeigen, dass die Synagoge nach Osten, in Richtung Jerusalem, ausgerichtet ist – daher ist nur in die Ostwand zusätzlich ein *Okulus* (»Auge«), ein großes, rundes *Misrach*-Fenster eingebaut.

Ein Giebel mit Geschichte. Über den Verbleib der Einrichtung ist wenig bekannt – mit einer Ausnahme: Der Giebel des *Tora*-Schreins hat die Geschichte der jüdischen Gemeinde überdauert. In der ersten Synagoge stand er, wie es der Tradition nach üblich ist, an der Ostwand unterhalb des *Misrach*-Fensters. Eine kleine Treppe führte zum Schrein hinauf, um den *hohen* Wert der *Tora* zu zeigen. Der Giebel blieb in der Synagoge, als sie der Gemeinde 1429 entzogen wurde. In der »Notsynagoge« soll er eingelagert worden sein. Erst 1904, mit dem Einzug in die neue Synagoge, erhält er wieder sichtbar Bedeutung: Man stellt ihn auf den neuen *Tora*-Schrein. Das Bild oben zeigt einen Nachbau dieses Schreins im Museum Stadt Miltenberg, der Original-Giebel steht darauf. Zwar wurde der Giebel bei der Zerstörung der neuen Synagoge beschädigt, einige interessante



Abb. 15: Der Innenraum der ersten Synagoge. Nach ihrem Verkauf wurde diese umgebaut: Ein Fachwerk-Dach lässt das Gebäude heute unscheinbar wirken. Innen wurde eine Zwischendecke (auf dem Bild der Boden) eingezogen, die den Raum in zwei Etagen teilt (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Verzierungen kannst Du aber noch erkennen – so etwa die zahlreichen grünen Blätter. Diese Verzierungen, Ornamente genannt, waren in der Zeit um das 13. Jh. beliebt. Hat man zuvor oft exotische Pflanzen in den Stein gemeißelt, so waren es nun vor allem heimische Gewächse: Auf dem Bild unten erkennst Du auf der Außenseite vier große Blätter, weitere auf der äußeren, geraden Kante der Vorderseite. Denkbar und naheliegender ist, dass es sich dabei um Weinblätter handelt.

Keine zufällige Verzierung. Ornamente waren selten zufällig: Die Weinblätter sind vielseitige Symbole. So ist im Buch Deuteronomium der Weinstock eine der Pflanzen, die das Volk Israel im verheißenen Land erwarten (Dtn 8,8). Auch Josua und Kaleb, die als Kundschafter in dieses Land geschickt werden, bringen von dort eine große Weintraube mit (Num 13,22ff.). Wein kann daher als Symbol für die Befreiung und das (neue) Leben verstanden werden – oder für Schutz und Frieden: So heißt es in 1 Kön 5,5, dass »Juda und Israel [...] in Sicherheit« leben, als sie unter dem Weinstock sitzen. Schließlich wird in Psalm 80 das Volk Israel selbst als der Weinstock bezeichnet, den Gott gepflanzt und dabei unterstützt habe, zu wachsen. Die Weinblätter haben also viele Bedeutungen!

Von der ersten zur zweiten Synagoge. Einiges über die Geschichte der Jüdinnen: Juden in Miltenberg hast Du bereits erfahren, etwa, dass sie 1429 aus der Stadt gewiesen und ihnen ihre Besitztümer entzogen wurden – auch die Synagoge, der



Abb. 16: Der Giebel des Tora-Schreins der ersten Synagoge wurde später in die neue Synagoge in der Mainstraße übertragen. Heute ist er im Museum Stadt Miltenberg ausgestellt. Dort steht der Original-Giebel auf einem Nachbau des Tora-Schreins der neuen Synagoge (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

hast Du bereits erfahren, etwa, dass sie 1429 aus der Stadt gewiesen und ihnen ihre Besitztümer entzogen wurden – auch die Synagoge, der

separate Gebetsraum für Frauen und das »Klepperhaus«. An der Tür zu einem Nebenraum liest man die Jahreszahl 1603: Möglich ist, dass zwischenzeitlich kleinere Umbauten stattfanden oder gar einzelne Jüdinnen:Juden die Synagoge nutzen durften. Offiziell gelangt das Gebäude erst 1755 wieder in den Besitz der Gemeinde und wird renoviert: Wände und Decken erhalten eine neue Farbe, einzelne Fenster werden vergrößert und anstelle der abgetrennten Frauensynagoge wird eine hölzerne Empore eingebaut, wodurch Frauen und Männer nun, wie in dieser Zeit üblich, zwar im selben Raum, aber dennoch getrennt am Gottesdienst teilnehmen. Im 19. Jh. nehmen die Probleme mit der damals rund 600 Jahre alten Synagoge zu: Die Empore ist einsturzgefährdet, das Gebäude baufällig, viele teure Arbeiten sind dringend zu erledigen. Dafür fehlt der Gemeinde das Geld – zudem wird diese immer größer, der Platz im Gebäude reicht bald nicht mehr aus. 1851 kauft man eine »Notsynagoge«: ein einfaches Wohnhaus in der Riesengasse. 1877 verkauft die Gemeinde ihre erste Synagoge an die Kalt-Loch-Brauerei. Diese nutzt sie fortan als Lagerraum und Gärkeller, wofür einige Umbauten erfolgen.

Eine Synagoge, ein Zeichen

Die zweite Synagoge als Notlösung. Die »Notsynagoge« in der Riesengasse sollte von Anfang an nur als Übergangslösung dienen, bis sich die finanzielle Lage der Gemeinde bessert. Um landesweit Spenden für einen Neubau sammeln zu dürfen, lässt man ein Gutachten erstellen. Darin wird deutlich, wie schlecht die Zustände in der »Notsynagoge« waren. So bot das nur etwa 16m² große Schulzimmer in der unteren Etage kaum Platz für die bis zu 20 Kinder, die dort unterrichtet wurden. Auch der Gebetsraum im ersten Stock war zu klein: Zwar ersetzte man eine Wand durch ein hölzernes Gitter und verband so zwei Räume zu einem größeren Betsaal mit getrennten Bereichen für Frauen und Männer, wie es auch heute in orthodoxen Synagogen üblich ist – genug Platz war dadurch aber nicht: Für die rund 70 Gemeindeglieder stand ein nur knapp 65m² großer Raum zur Verfügung. Zum Vergleich: Ein durchschnittliches Klassenzimmer misst etwa 60m². Da es sich bei der »Notsynagoge« um ein gewöhnliches Wohnhaus handelte, war dieses, wie in Miltenberg damals üblich, nicht ans Kanalnetz angeschlossen: Als Toilette

diente ein einziger hölzerner Zuber. Die Beleuchtung mit Petroleum, einem Öl, war ebenso ein gesundheitliches Risiko. So ist es wenig verwunderlich, dass die jüdische Gemeinde diese »Notsynagoge« schnellstmöglich durch einen Neubau ersetzen wollte.

Sichtbares Selbstbewusstsein: Die dritte, neue Synagoge. Schon die Gründung des Synagogen- und Schulhausbau-Vereins 1889 zeugt davon, dass die jüdische Gemeinde nicht länger ein »Schattendasein« in der unscheinbaren, engen und hygienisch mangelhaften »Notsynagoge« führen, sondern ihrem zunehmenden Wachstum auch durch den Bau einer vorzeigbaren, neuen Synagoge Ausdruck verleihen möchte. Bald beginnt der Verein damit, Spenden für den Neubau zu sammeln. Dies verläuft zunächst schleppend. Spätestens mit der Spende des ehemaligen Miltenbergers William Klingenstein nimmt das Bauprojekt jedoch Fahrt auf. Ein Grundstück hat man sich zuvor schon gesichert: Bewusst ist die Entscheidung auf eine Fläche zwischen Fischergasse und Mainstraße gefallen – der dort liegende Fischerbrunnen sollte zukünftig für die

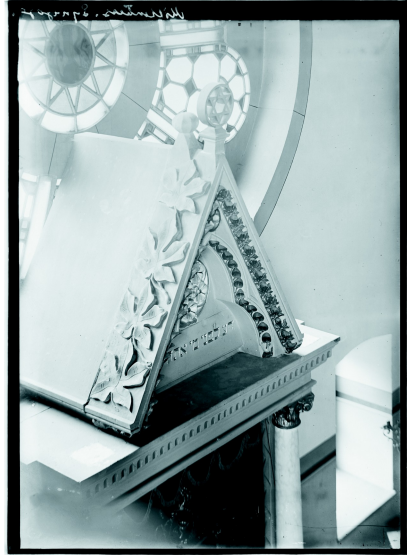


Abb. 17: Der Tora-Giebel aus der ersten Synagoge wurde nach deren Fertigstellung auf dem Tora-Schrein in der neuen Synagoge platziert (Quelle: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Foto: Georg Loesti)

Einrichtung einer Mikwe dienen. Dafür geht die Gemeinde, nachdem sie bereits einige Grundstücke gekauft hat, mit der Stadt ein Tauschgeschäft ein: Der bislang genutzte jüdische Friedhof am Burgweg geht in den Besitz der Stadt über, die dort den heute noch vorhandenen Treppenweg errichtet. Im Gegenzug erhält die Gemeinde den Platz um den Fischerbrunnen und die Erlaubnis, am Berg nahe des Mainzer Tors einen neuen Friedhof anzulegen. Wenig später wird mit der Erstellung der Baupläne

begonnen. Süßel Moritz, der Vorsteher der jüdischen Gemeinde, bezeichnet das Bauvorhaben als »Verschönerung« Miltenbergs – und auch in der Stadt sieht man den Synagogenbau als Bereicherung. Zurückhaltend und bescheiden ist das Bauvorhaben auch auf andere Weise nicht: Der Gebetsraum soll über zwei Stockwerke verlaufen und auf dem Dach eine sichtbare Erhöhung tragen. Dafür wählt man eine große Kuppel im orientalischen Stil, womit die Synagoge zugleich ein Stück Israel nach Miltenberg holt – wohl auch als Kontrast zu den Türmen der Pfarrkirche, vor der sich die Synagoge nicht verstecken soll. Der große, eindrucksvolle, vielfach gelobte Bau zeigt das starke Selbstbewusstsein der nun auch zahlenmäßig mit über 100 Mitgliedern deutlich gewachsenen Gemeinde: Man möchte nicht im Geheimen leben, sondern sich sichtbar zeigen – schließlich prägen die Jüdinnen:Juden auch mit ihren zahlreichen Geschäften das Stadtbild.

Im April 1903 beginnt der Bau nach Plänen des Stadtbaumeisters Ludwig Frosch. Bereits im Mai ruhen die Arbeiten: Es gebe Abweichungen von der vereinbarten Ausführung. Interessant dabei: Auf Froschs ersten Plänen war der Bau nach Norden, zur Mainstraße hin ausgerichtet – erst die neuen, überarbeiteten Pläne zeigen die traditionelle »Ostung«.

Ein Bauwerk mit Konzept

7 Fakten über Miltenberg neue Synagoge:

- Die neue Synagoge wird von vielen Menschen gelobt. So heißt es in der Zeitung, dass sie »eine weitere Zierde unserer Stadt« sei, und das Landesbauamt bezeichnet das Bauwerk als Bereicherung des Stadtbilds.
- Auf traditionelle jüdische Symbolik wird geachtet: Dass etwa zum Betsaal eine Stufe hinabführt, soll an Psalm 130 anknüpfen. Darin heißt es: »Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir«. Die Stufe macht diese Tiefe als Sinnbild für Ängste, Nöte und Verfehlungen im Leben erfahrbar – da sie aber in den Betsaal führt, zeigt sie zugleich, dass auch in diesen traurigen oder leidvollen Situationen Gott bei den Menschen ist. Verstärkt wird das dadurch, dass der *Tora*-Schrein auf einer Erhöhung vor der Ostwand steht, während der Betsaal von Westen betreten wird: Man blickt somit beim Hineingehen genau auf den Schrein. Das gro-

ße Rundfenster dahinter ist ein weiteres Symbol: Die Tora ist das Licht, sie ist Wegweiser und Kraftquelle. Zudem weist der Innenraum, wie bei Synagogen üblich, durch die Ostung nach Jerusalem.

- Männer und Frauen sitzen auch in der neuen Synagoge getrennt. Dafür ist im Betsaal auf Höhe der zweiten Etage eine halbkreisförmige Frauempore eingebaut.
- Die neue Synagoge hat eine klare Raumaufteilung. Unter der auffälligen Kuppel im östlichen Gebäudeteil befindet sich der zweigeschossige Betsaal. Der westliche, einfacher gestaltete Flügel beherbergt das Gemeinde- und Schulhaus: Hier befinden sich etwa ein Unterrichtsraum, ein Konferenzzimmer und die Wohnung des Lehrers.
- Unterhalb der großen liegt eine zweite, nur von innen sichtbare, flachere Kuppel. Man vermutet, dass so auf die »Stiftshütte« angespielt wurde: Nach dem Auszug aus Ägypten trug Gott, so das Buch Exodus, Mose auf, mit den Israeliten eine Art Zelt zu errichten, um einen Ort zu haben, an dem sie Gott nah sein können. Die Decke dieses Zeltes soll aus zwei

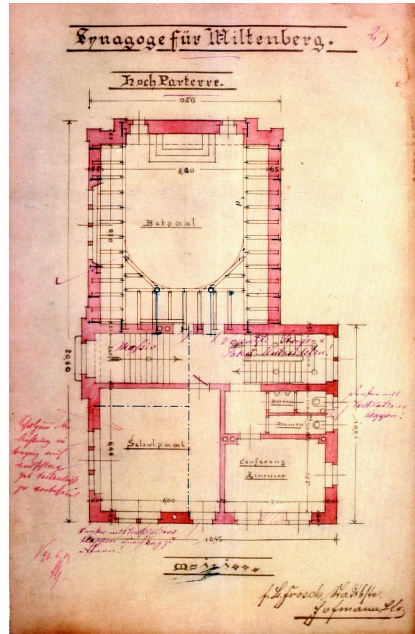


Abb. 18: Bauplan des »Hochparterres« der neuen Synagoge: Auf dieser Ebene lagen wichtige Gemeinderäume und die Männeretage des zweigeschossigen Betsaals (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

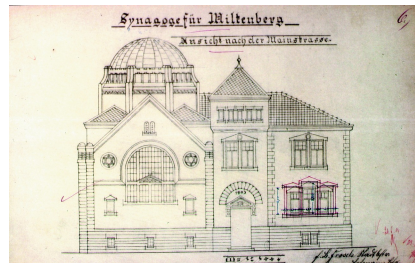


Abb. 19: Entwurf der Außengestaltung der neuen Synagoge (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Teilen bestanden haben: Daher hat die neue Synagoge zwei Kuppeln – und auch sie ist ein Ort für Gebet und Gemeinschaft.

- Die Baufläche in der Mainstraße ist nicht ohne Grund gewählt worden: Seit Miltenberg um 1900 ein Trinkwassernetz erhalten hat, ist der an dieser Stelle liegende Fischerbrunnen ungenutzt. Daher möchte die jüdische Gemeinde dort ihre Synagoge bauen: Mithilfe des Brunnens soll eine Mikwe im Keller des Gebäudes befüllt werden.
- Bereits 1915 verliert die Synagoge ihre Kuppel: In diesem Jahr beschließt die Gemeindeversammlung, das darin verarbeitete Kupfer freiwillig für Kriegszwecke zur Verfügung zu stellen. In der Reichspogromnacht wird schließlich besonders der Ostteil mit dem Betsaal zerstört. 1942 lässt die Stadt das Gebäude in ein Wohnhaus umbauen – an einigen Stellen wie dem Eingangsportal zeigen sich bis heute deutliche Spuren der einst großen, eindrucksvollen Synagoge.



Abb. 20: Die neue Synagoge nach ihrer Zerstörung: Das Foto entstand 1942 (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Die Synagogen im Überblick:

- 1) ab ca. 1290: Synagoge im Schwarzviertel. Enteignet 1429, 1755 zurückgekauft, ab 1851 wegen Baufälligkeit ungenutzt, 1877 verkauft.
- 2) 1851-1904: »Notsynagoge« in der Riesengasse.
- 3) ab 1904: Neue Synagoge in der Mainstraße. 1938 zerstört.

Gegenstände mit Geschichte

Im Museum Stadt Miltenberg findest Du eine Ausstellung religiöser und alltäglicher Gegenstände, die in der jüdischen Tradition wichtig waren und es bis heute sind. Einige stammen aus Miltenberger Haushalten, andere aus dem Besitz der Gemeinde. Auf den folgenden Seiten erfährst Du mehr über einige der Ausstellungsstücke.

Einmal im Jahr, zu *Chanukka*, werden die Kerzen dieses **Leuchters** angezündet. Sie erinnern an die Wiedereinweihung des Tempels in Jerusalem. Die Bibel erzählt von dessen Rückeroberung – doch *Chanukka* ist kein Fest der Gewalt, sondern der Hoffnung und Rettung: Durch ein Wunder, so die Erzählung aus dem *Talmud*, hält der sonst nur für einen Tag ausreichende Ölvorrat im Tempel die *Menora*, den sieben-armigen Leuchter, acht Tage lang am Brennen, bis neues Öl hergestellt ist. Das achttägige *Chanukka*-Fest, bei dem an jedem Abend eine weitere Kerze am Leuchter angezündet wird, erinnert daran, dass das Vertrauen auf die Stärke des Ewigen jede Dunkelheit überwindet.

Diese **Klapper** ist für das *Purim*-Fest wichtig. *Purim* bedeutet »Lose«: Erzählt wird, dass Haman, ein mächtiger und zugleich überheblicher Beamter am persischen Hof, alle zwingt, vor ihm niederzuknien. Mordechai, ein persischer Jude, weigert sich: Nur vor dem Ewigen würde er dies tun. Haman, in seinem Stolz geknickt, möchte sich rächen: Alle Jüdinnen:Juden im Reich



Abb. 21: Chanukka-Leuchter: An diesem Leuchter fehlen die äußeren Kerzenhalter (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)



Abb. 22: Purimklapper (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

sollen getötet werden. Wann, wolle er auslösen. Der König stimmt ihm zu. Doch Esther, Mordechais Nichte, kann ihn umstimmen und Haman entlarven. So werden die Jüdinnen:Juden gerettet. *Purim* ist deshalb ein fröhliches Fest und wird ausgelassen gefeiert. Die Erzählung von Esther wird an diesem Tag in der Synagoge vorgelesen. Wann immer darin der Name »Haman« fällt, wird mit Klappern, Ratschen und anderen Dingen Lärm erzeugt.

Auf dem Bild siehst Du einen **Purim-Teller**. Wie Du eben gelesen hast, wird dieses Fest fröhlich gefeiert. Dazu gehört auch ein ausgiebiges, gemeinsames Essen. Am Vortag, so die Tradition, fastet man jedoch: Der Erzählung nach habe Esther vor ihrem Gang zum König den Jüdinnen:Juden aufgetragen, zu fasten. Ohne Einladung zum König zu gehen, hätte nämlich mit der Todesstrafe enden können. Durch das Fasten sollen sich die Jüdinnen:Juden besinnen: Nicht aus eigener Kraft sind sie stark und können vor den König treten, sondern nur mit der Hilfe des Ewigen.

Wie Du bereits gelesen hast, gilt die *Tora* im Judentum als heilig: Das trifft auf den Text, aber auch auf die Schriftrolle selbst zu. Sie wird deshalb sorgfältig behandelt. Aus Respekt vor ihrer Heiligkeit, aber auch, da ihre Anfertigung sehr aufwändig und teuer ist, soll die *Tora*-Rolle möglichst wenig berührt werden. Damit man beim Vorlesen dennoch nicht in der Zeile verrutscht, wird neben der Schriftrolle im *Tora*-Schrein auch ein **Yad** aufbewahrt. Das ist Hebräisch und be-



Abb. 23: Purimteller
(Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)



Abb. 24: Tora-Zeiger
(Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

deutet »Hand«: Ein *Yad* ist eine Art Zeigestab, an dessen Ende sich eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger befindet. Damit fährt man beim Lesen die Zeilen entlang.

Mit einem *Omer*-Kalender zählt man die Tage zwischen *Pessach*, dem Fest der Befreiung aus Ägypten, und *Schawuot* (»Wochen«: Das Fest wird sieben Wochen nach *Pessach* gefeiert). Traditionell beginnt zu *Pessach* die Gerstenernte. Um dem Ewigen für die Ernte zu danken, opferte man zur Zeit des Jerusalemer Tempels dort am zweiten *Pessach*-Tag eine kleine Menge Gerste, ein *Omer* (»Garbe«). Danach, so die *Tora*, soll man 49 Tage zählen. Am 50. Tag, *Schawuot*, endet die Weizenernte: Die *Omer*-Zeit ist also zunächst die Erntezeit. Nach dem *Talmud* ist *Schawuot* zudem das Fest der Gabe der *Tora*: An diesem Tag habe der Ewige am Berg Sinai die Zehn Gebote verkündet. Die 49 Tage des *Omer*-Zählens sind so auch eine Zeit des Besinnens und Einstimmens auf dieses Fest.



Abb. 25: Omer-Kalender
(Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Ein Stein mit tragender Rolle

Im Museum Stadt Miltenberg ist der Trägerstein der Gebotstafeln aus der neuen Synagoge (ab 1904) ausgestellt – und das ist nicht irgendein Stein!

Was ist das? Der Trägerstein wird an den Außenseiten von zwei großen Säulen abgeschlossen und in der Mitte von einer kleineren Säule geteilt, wodurch zwei gleich große, etwas vertiefte Flächen entstehen. Diese Flächen laufen nach oben hin spitz zu, wie ein Torbogen. Ein wenig erinnert diese Gestaltung an einen Tempel: Der Trägerstein bildet einen eindrucksvollen Rahmen, vielleicht, um ein bedeutendes Bild darin aufzuhängen oder eine Figur dort hineinzustellen? Beides findest Du in Synagogen sehr selten – und der Grund dafür hat mit dem Trägerstein zu tun.

Ein Stein mit Bedeutung. Das erste der Zehn Gebote, die der Ewige dem Volk Israel in der Wüste mitteilt, kann als »Bilderverbot« ausgelegt werden: Kein Mensch kann den Ewigen so genau erfassen, dass er ein Bild von ihm anfertigen dürfte. Bilder oder Figuren würden falsche Vorstellungen erzeugen und dem Ewigen nicht gerecht werden. Aus Ehrfurcht verzichtet man also auf solche bildlichen Abbildungen.



Abb. 26: Trägerstein
(Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Darstellungen der Tafeln mit den Zehn Geboten findest Du aber in vielen Synagogen. Sie erinnern an die genannte Erzählung in der *Tora* und daran, wie wichtig diese Gebote der jüdischen Tradition nach für das Miteinander der Menschen, aber auch für ihre Beziehung zum Ewigen sind. Um diese Wichtigkeit zu zeigen, findest Du die Tafeln oft nahe des *Tora*-Schreins. In der neuen Synagoge hingen sie, befestigt an den erkennbaren Löchern, in den Vertiefungen des Trägersteins. Dieser hatte seinen Platz in der Seitenwand links neben dem *Tora*-Schrein, über einem großen Fenster zur Mainstraße.

Was ist bitte eine Mikwe?

Für Miltenbergs jüdische Gemeinde waren nicht nur die Synagogen und Friedhöfe von Bedeutung: Von der Einrichtung, die Du nun kennenlernst, hast Du vielleicht bislang weder gewusst, dass es sie gibt, noch, wozu sie dient. Was also ist eine Mikwe? Das erfährst Du auf den folgenden Seiten!

מִקְוֵה. Dieses hebräische Wort *miqwāh* beschreibt zunächst allgemein eine Wasseransammlung. Im Besonderen bezeichnet es das jüdische Ritualbad, die Mikwe, die auch manchmal Tauchbad genannt wird. Auf den ersten Blick könnte man meinen, die Mikwe sei ein Taufbad, klingen die Wörter doch sehr ähnlich. Und ja: Manche Christinnen und Christen tauchen bei der Taufe in einem Wasserbecken unter und auch die symboli-

sche Bedeutung eines Untertauchens im Wasser erinnert an die Taufe, aber nein: Die Anlässe, zu denen man eine Mikwe aufsucht, sind ebenso wie ihre Verwurzelung in der jüdischen Tradition von der christlichen Taufe abzugrenzen.

»Auf einer höheren Stufe steht lebendiges Wasser« (Traktat Mikwaot, Kapitel 1, Mischna 8). Die *Mischna* ist die älteste Niederschrift der jüdischen Lehre. Auch zur Mikwe finden sich darin Vorgaben. So soll das Becken, in dem man untertaucht, mindestens 40 Sea Wasser fassen. Diese Einheit ist nicht genau definiert, Umrechnungen schwanken zwischen 300 und 500 Litern. Wasserhahn auf und Mikwe füllen? Das funktioniert nicht: Das Wasser muss aus einer natürlichen Quelle stammen. Vielerorts wird daher Regenwasser gesammelt. Von besonderer Qualität ist jedoch »lebendiges Wasser«: Quell- oder Grundwasser, Wasser aus dem Meer oder einem Fluss – solange es auf natürliche Weise ins Becken gelangt, nicht etwa durch Plastik- oder Metallrohre. Diese Regeln gelten auch heute noch.

Ein Ritual mit Bedeutung

Dass eine Mikwe ein Tauchbad ist, weißt Du nun bereits, und auch, dass genaue Vorgaben für Becken und Wasser bestehen. Aber warum gibt es das alles? In der *Tora* steht einiges über das Wasser, dessen Bedeutung und auch das Untertauchen darin geschrieben. Was genau, das erfährst Du auf den folgenden Seiten.

»Die Erde war wüst und wirr, und Finsternis lag über der Urflut, und Gottes Geist schwebte über dem Wasser.« (Gen 1,2)

Das Ursymbol. Keine Mikwe ohne Wasser. Und ohne Wasser keine Mikwe: Dieses Ursymbol ist zugleich die Wurzel des jüdischen Rituals. Ein Ursymbol? Wasser steht am Beginn der Schöpfung, mit Wasser hat, so wird erzählt, alles begonnen: Das zeigt das Zitat aus dem Buch Genesis, das Du oben gelesen hast. Erinnerst Du Dich noch? Das Buch Genesis ist das erste der fünf Bücher Mose und steht damit am Anfang der *Tora* – dort heißt es *Bereschit*: »Im Anfang«. In diesem Buch findest Du die Schöpfungserzählung. Diese Erzählung ist weder ein historischer Bericht, noch soll sie die Naturwissenschaften verdrängen. Ihr geht es nicht um

das Wie, sondern um das Warum. Sie kann etwa eine Antwort auf die Fragen geben, warum es überhaupt Welt und Menschen gibt oder welchen Sinn das Leben hat. Zudem bietet sie Orientierung für das Zusammenleben der Menschen: So liefert sie Begründungen für die Wichtigkeit von Werten wie etwa dem, dass alle Menschen gleich wertvoll sind.

Am Anfang dieser Erzählung, weit bevor es um Menschen geht, steht das Wasser. Damit wird dieses Element zum Zeichen dafür, wie die Welt an ihrem Ursprung war – wie sie war, bevor sie zu dem wurde, was sie heute ist. Das Wasser ist somit ein Bild für das Ursprüngliche, das Reine, für die Welt in ihrem Urzustand. Wer im Wasser untertaucht, der kehrt zu diesem Zustand zurück und kann neu beginnen. Daher kommt dem Wasser eine befreiende Wirkung zu – ein »Reset« für das Leben und eine innere Reinigung: Das geschieht beim Eintauchen in die Mikwe.

»Nachdem er seine Kleider gewaschen und seinen Körper in Wasser gebadet hat, ist er rein.« (Lev 14,9)

Gott teilt Mose mit, wie ein Mensch, der unrein geworden ist, wieder Reinheit erlangen kann: durch Wasser. Wird Kleidung damit gewaschen und der Körper darin gebadet, so gilt der Mensch wieder als rein und darf in das religiöse und gemeinschaftliche Leben zurückkehren. Heute gilt vor allem im orthodoxen Judentum Reinheit als Voraussetzung, um sich dem Ewigen zu nähern, wie man es etwa im Gebet zuhause oder in der Synagoge tut. Um »seinen Körper« zu baden, muss das Becken zudem ausreichend groß sein: Hieraus folgen die Regeln für den Bau einer Mikwe.

»Nur eine Quelle und eine Zisterne mit angesammeltem Wasser bleiben rein.« (Lev 11,36)

Mose und Aaron erfahren, was als rein gilt. Aus der Auslegung dieses Verses folgen die Anforderungen an das Wasser in einer Mikwe: Es muss Quellwasser oder »angesammeltes Wasser«, Regenwasser, sein. Nur auf eine solche, natürliche Weise gewonnenes Wasser gilt als rein und kann eine reinigende Wirkung entfalten.

»[Er/Sie] muss [seine/ihre] Kleider waschen [und] sich in Wasser baden [...]« (Lev 15,5.6.7.10.11.21.22.27)

Gleich acht Mal wird das Bad im Wasser von Gott als Weg genannt, um aus der Unreinheit wieder rein zu werden. So gelten etwa alle, die mit

Kranken, von diesen berührten Gegenständen oder körperlichem »Ausfluss« wie Blut und der männlichen Samenflüssigkeit Kontakt hatten, der Tradition nach als unrein. Durch das Untertauchen im Wasser der Mikwe können sie den Zustand der Reinheit wiedererlangen.

»Alles, was Feuer nicht verbrennen kann, sollt ihr durchs Feuer ziehen, damit es rein wird. Doch es muss auch noch mit Reinigungswasser entsündigt werden. Alles aber, was im Feuer verbrennen kann, zieht durchs Wasser!« (Num 31,23)

Das vierte Buch Mose, Numeri, heißt in der *Tora Bamidbar*: in der Wüste. Dort erhält das Volk Israel Regeln und Gebote. Hierzu gehört, dass Gegenstände, die nicht von Jüdinnen oder Juden stammen, vor dem Gebrauch in einem jüdischen Haus gereinigt werden müssen. Im orthodoxen Judentum wird heute regelmäßig Geschirr vor der ersten Verwendung in der Mikwe eingetaucht, um koscher zu werden.

Warum eine Mikwe kein Schwimmbad ist

Das Ritualbad ist in der *Tora* grundgelegt – genau wie alle *Mitzwot*, die Ge- und Verbote des Judentums. Neben der schriftlichen *Tora*, den fünf Büchern Mose, gibt es auch die mündliche *Tora*: In ihr werden die *Mitzwot* ausgelegt und erklärt. Die *Mischna*, von der Du bereits gelesen hast, ist eine Verschriftlichung dieser mündlichen *Tora*. Viele jüdische Gelehrte haben darüber diskutiert, wie die *Mischna* zu verstehen ist. Diese Diskussionen wurden in der *Gemara* festgehalten. *Mischna* und *Gemara* bilden gemeinsam den *Talmud* (»Lehre«): Darin werden die *Mitzwot* gebündelt und ausgelegt. Die Summe dieser Ge- und Verbote, die in der *Tora* grundgelegt und im *Talmud* ausgelegt werden, heißt *Halacha* (»Weg«): Die Regeln sind als Weg zu gelingendem Leben zu verstehen. Nun erfährst Du, welche Gebote und Vorgaben für das Ritualbad, die Mikwe, gelten.

- Für ein Bad des ganzen Körpers, wie es in Lev 14,9 grundgelegt ist, »darf keine Trennung zwischen [dem] Leibe und dem Wasser sein«, so der *Talmud*. Im Vorraum der Mikwe badet oder duscht man daher zunächst und reinigt Haare, Ohren sowie Fingernägel, damit kein Schmutz vom Wasser der Mikwe trennt. Auch werden Kleidung und alles, was nicht am Körper festgewachsen ist, abgelegt. Schmuck, Kontaktlinsen und selbst ein loses Haar würden Trennung bedeuten. Heu-

te sind dafür entsprechende Badezimmer in der Nähe der Mikwe vorhanden, früher behalf man sich oft mit einem einfachen, hölzernen Waschzuber.

- Da »lebendiges Wasser« aus einer Quelle oft sehr kalt ist, darf in begrenzter Menge warmes Wasser »hinzugeschöpft« werden. Moderne Mikwaot verfügen heute zudem häufig über eine Wasserheizung.
- Zum Eintauchen des ganzen Körpers muss eine Mikwe mindestens eine Elle (ca. 50 cm) breit, eine Elle lang, drei Ellen tief und mit 40 Sea Wasser gefüllt sein. Ein solches Becken wäre jedoch sehr eng: Viele Mikwaot sind daher deutlich größer und fassen selten unter 1000 Liter.
- Besonders orthodoxe (übersetzt »streng gläubige«) Jüdinnen:Juden befolgen die *Halacha* sehr strikt: Das Fehlen einer Mikwe wäre eine große Einschränkung für ihr Leben, da sie ohne das Ritualbad viele Gebote nicht mehr erfüllen könnten. Die Mikwe ist so wichtig, dass für diese sogar eine Synagoge verkauft würde – das Gebet könnte notfalls auch an einem anderen Ort stattfinden, das Ritualbad hingegen nur in einer Mikwe.

Auch Miltenbergs jüdische Gemeinde nutzte zwischenzeitlich ein Wohnhaus als »Notsynagoge«, während die Mikwe unersetzlich war. Das verstanden aber nicht alle: So schreibt Bürgermeister Schirmer, dass die Schließung der Mikwe in der Löwengasse und die Zeit bis zur Eröffnung des Ritualbads in der neuen Synagoge keine Probleme bereitet habe, da man dank des Trinkwassernetzes zuhause untertauchen konnte. Leitungswasser aber ist für das Ritualbad unzulässig.

- Wurde das Untertauchen als vorschriftsgemäß bestätigt, so spricht man, noch im Wasser stehend, eine auf Hebräisch formulierte *B'racha* (Segensspruch). Die deutsche Übersetzung lautet: »Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote heiligt und der uns das Untertauchen befohlen hat.«
- In der Mikwe ist stets eine Person vom gleichen Geschlecht anwesend, die prüft, ob das Bad vorschriftsgemäß erfolgt. Dafür ist es nötig, vollständig unterzutauchen, je nach Tradition die Augen zu öffnen, Finger, Arme und Beine leicht zu spreizen und die Füße vom Boden zu lösen, um das Wasser den ganzen Körper erreichen zu lassen. Das Bad in der Mikwe ist zudem etwas sehr Privates: Außer der betreuenden Person sollte niemand davon erfahren.

- Mindestens sieben Stufen sollen es sein, die man nach dem Untertauchen in der Mikwe hinaufsteigt. Die Zahl erinnert an die Schöpfungserzählung: Am siebten Tag ruht Gott, nachdem die Erschaffung der Welt vollendet ist. Die Zahl sieben steht für das Vollkommene und damit auch für die Reinheit, die durch das Ritualbad erreicht wird. Oft ist zudem eine achte Stufe vorhanden: Diese kann als Sinnbild für einen Neubeginn gedeutet werden.

Wer geht eigentlich in die Mikwe?

In historischen Berichten wird eine Mikwe häufig auch »jüdisches Frauenbad« genannt. Heißt das, dass seit jeher nur Frauen in die Mikwe gehen?

Keineswegs! Ein Blick in die Geschichte: Der Tempel in Jerusalem war das zentrale Heiligtum der Jüdinnen:Juden. Nachdem er 587 v. Chr. erstmals zerstört und später wieder aufgebaut worden war, fiel er 70 n. Chr. zum zweiten Mal – ohne Neuerrichtung.

Zur Zeit des Tempels mussten alle Menschen vor dessen Betreten in einer Mikwe untertauchen, um rituell rein zu sein. Ohne das Ritualbad hätten auch die Tempelpriester nicht ihren Dienst ausüben dürfen. An Jom Kippur, dem Versöhnungsfest und höchsten jüdischen Feiertag, war zudem die mehrfache Reinigung des Hohepriesters ein zentrales Ritual. Auch, wer rituell unrein wurde, etwa durch Kontakt zu Toten, Hautkrankheiten oder Körperflüssigkeiten, wozu auch die männliche Samenflüssigkeit zählt, suchte das Ritualbad auf: Ein Betreten des Tempels war erst nach dem Untertauchen in der Mikwe wieder erlaubt. Man nutzte damals also sehr häufig das Ritualbad. Heute wird vor allem im orthodoxen Judentum darauf geachtet, zum Gebet rituell rein zu sein. Ein streng gläubiger Jude sollte sogar nach jedem Samenerguss das Ritualbad aufsuchen, Männer und Frauen nach Kontakt mit dem genannten Unreinen, wozu auch Haustiere wie Hund und Katze zählen. Wichtig ist das Ritualbad zudem in der *Taharat ha-mischpacha*, der »Reinheit des Familienlebens«. Während der Regelblutung und nach der Entbindung gilt die Frau traditionell als *Nidda*, »abgesondert«. Körperkontakt zum Ehemann ist erst nach dem Ritualbad wieder erlaubt. Da oft vor allem diese Tradition mit der Mikwe verbunden wird, hat man wohl die Bezeichnung »jüdisches

Frauenbad« entwickelt. Wie Du nun weißt, tauchen aber durchaus auch Männer im lebendigen Wasser unter.

Schließlich wird zu »Übergängen« die Mikwe aufgesucht: So taucht ein Paar vor der Eheschließung ebenso unter wie ein Mensch, der zum Judentum übertritt. Auch gibt es den Brauch, neues Geschirr in der Mikwe einzutauchen. Und: Jeder Jude und jede Jüdin darf die Mikwe aufsuchen. Es braucht dafür keinen Anlass oder gar eine Vorschrift.

Mikwe und Taufe

In den christlichen Evangelien gilt die Taufe Jesu im Wasser des Jordan durch Johannes den Täufer als erste Taufe. Dort heißt es, Johannes habe in Erwartung des Endes der Welt Israel zur Umkehr zu Gott aufgerufen. Diese Idee der Umkehr, der *Teschuwa*, ist auch im Judentum bekannt: Sie beschreibt das Erkennen eigener Fehler, Reue sowie den Vorsatz, sich dem Ewigen und seinen Geboten wieder ganz zuzuwenden. Die erste Taufe geschieht, so die Erzählung, in einer jüdisch geprägten Gesellschaft, in der rituelle Reinigungen wie das Untertauchen in der Mikwe verbreitet und bekannt waren. Ritualbad und *Teschuwa* können daher durchaus im Hintergrund dieser ersten Taufe stehen. Auch, dass eine frühe Kirchenordnung eine Taufe »in lebendigem Wasser« nennt, lässt durch diese Wortwahl einen jüdischen Kontext erkennen.

Dennoch ist die christliche Taufe hiervon deutlich abzugrenzen, hat sie doch ein anderes, eigenes Konzept: Während *Teschuwa* ein Vorgang »im Herzen« und ohne äußere Handlung ist, gilt nach christlicher Lehre die Taufe durch eine andere Person als notwendig, um vor dem endzeitlichen Gericht zu bestehen. Dient das private Ritualbad der Wiederherstellung von Reinheit, so drückt die öffentliche Taufe eine radikale Lebenswende aus. Diese gilt als einmalig und unauslöschlich: Die Taufe ist daher nicht wiederholbar – das Ritualbad hingegen durchaus, etwa nach Kontakt zu Unreinem. Zudem erfolgt die Taufe auf den Namen Jesu Christi. Nach christlichem Verständnis bedeutet das, dass der Mensch dadurch neu geboren wird: Er beginnt ein neues Leben im Heil, das Jesus in die Welt bringt. Die Taufe heißt daher auch »Initiations sakrament«: Initiation, weil sie die Aufnahme in die Heilszusage Gottes und die Gemeinschaft der Kirche bedeutet; Sakrament, weil sie ein wirkmächtiges

Zeichen ist, durch das eine tiefgreifende, bleibende Wandlung des Menschen geschieht.

Das jüdische Ritualbad und die christliche Taufe sind also grundverschieden: Der Rückkehr zur Reinheit stehen der Beginn eines neuen Lebens und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche gegenüber; der Wiederholbarkeit der einmaligen und unauslöschlichen Charakter eines Sakraments. Bei beiden wird Wasser zum Symbol – doch das, was es bewirkt, ist keineswegs dasselbe.

Eine Rabbinerin antwortet



Abb. 27: Rabb. Dr. A. Yael Deusel (Quelle: Tobias Barniske)

Geht jede Jüdin und jeder Jude in die Mikwe? Müssen sie das? Und ist das Judentum wirklich eine Religion, in der alle strikt den Gesetzen folgen? Antworten auf diese Fragen gibt Antje Yael Deusel. Sie ist die erste deutsche Rabbinerin, die seit der Shoah in Deutschland ausgebildet und ernannt wurde.

Zunächst, Frau Deusel: Rabbinerin. Das liest man nicht alle Tage. Wie kam es dazu, dass Sie seit 2011 dieses Amt innehaben?

Tatsächlich wollte ich das schon sehr lange. Ich liebe es, mit alten Texten zu arbeiten, sie auszulegen und zu studieren, wie andere vor mir sie ausgelegt haben: Die *Halacha* ist ja nicht nur der Weg, der Jüdinnen:Juden Orientierung bietet, sondern ihre Texte

haben selbst einen Weg der Auslegungen, Ergänzungen und Bearbeitungen zurückgelegt. Das fasziniert mich schon immer. Zudem interessiere ich mich für Israel und seine Geschichte, für Archäologie und, allem voran, für Menschen. Mit ihnen zu arbeiten, sie zu begleiten und gemeinsam zu lernen, das erfüllt mich.

Was macht denn eigentlich eine Rabbinerin? Kann man das mit einem Priester vergleichen?

Manche Aufgaben sind tatsächlich vergleichbar: Für die Seelsorge bin ich ebenso zuständig wie für die Gottesdienste – aber da fangen die Unterschiede an. Ein Gottesdienst kann und darf auch ohne Rabbiner stattfinden. Das ist sogar sehr oft so, da es gerade in Deutschland nicht allzu viele von uns gibt (auch die Miltenberger Gemeinde hatte keinen eigenen Rabbiner). Ein *Chasan* (Vorsänger) oder Vorbeter (im liberalen Judentum auch Frauen) kann den Gottesdienst genauso leiten (so war es in Miltenberg üblich). Außerdem war die Auslegung der *Halacha* für die Gegenwart schon immer eine wichtige Aufgabe von uns Rabbinern und ist es auch heute noch. Die Welt verändert sich laufend und es entstehen neue Fragen, wie man die *Tora* oder die daraus abgeleiteten Lebensregeln im *Talmud* verstehen und umsetzen sollte. Ferner nehme ich gelegentlich am Rabbinatsgericht teil, wobei es vor allem um rituelle Fragen geht: Menschen kommen zu uns, um beispielsweise prüfen zu lassen, ob sie angesichts ihrer Dokumente als halachisch (gemäß den jüdischen Regeln) jüdisch gelten – oder aber, wenn sie zum Judentum übertreten wollen. Ebenso übernehme ich die Erwachsenenbildung, den Unterricht für Kinder und die Pflege von Kontakten meiner Gemeinde, beispielsweise im Dialog mit anderen Religionen.

Zudem begleite ich Menschen an wichtigen Stationen ihres Lebens: neugeborene Jungen bei der Beschneidung, Mädchen bei der Namensgebung, Jugendliche bei der *Bar Mitzwa* (Jungen) bzw. *Bat Mitzwa* (Mädchen) – ab diesem Tag gelten sie als vollwertige Mitglieder der Gemeinde –, sowie bei Eheschließungen und Beerdigungen. Übrigens: Dafür ausgebildete Rabbiner, *Mohalim*, dürfen die Beschneidung nach jüdischem Ritual selbst durchführen. Als Urologin (ich habe ja Medizin studiert) und *Mohelet* übernehme ich das ebenfalls.

Als Frau in einem männlich dominierten Amt und dazu erste deutsche und in Deutschland ausgebildete Rabbinerin seit 1935: Ist Ihnen das immer leicht gefallen?

Machen wir uns nichts vor: Rabbiner ist noch immer ein Männerberuf. In Deutschland gibt es etwa zehn von uns Rabbinerinnen und es brauchte viel Durchsetzungsfähigkeit auf dem Weg dorthin. Aber darin bin ich geübt: In meinem Medizinstudium war das nicht anders und in der eher

handwerklichen Chirurgie-Ausbildung wurden wir Frauen häufiger belächelt.

Doch: Ich habe es geschafft! Und deshalb habe ich es mir auch nicht nehmen lassen, mein Ziel, Rabbinerin zu werden, zu erreichen, obwohl nach meinem Schulabschluss zunächst keine Möglichkeit hierzu bestand. Aber dann, nach einiger Zeit, kam die Gelegenheit, die Ausbildung zu absolvieren. Das ist aber nicht alles: Man muss auch in der Gemeinde angenommen werden. Ist diese eher traditionell ausgerichtet, dann wird ein männlicher Rabbiner erwartet. Das ist aber nicht »typisch jüdisch«: Eine gute Freundin ist evangelische Pfarrerin und hatte mit ähnlichen Vorbehalten zu kämpfen. In meiner aktuellen, liberalen Gemeinde bin ich jedoch sehr glücklich und die Menschen nehmen mich als Rabbinerin vorbehaltlos auf.

Nun zum Thema Mikwe, Frau Deusel: Gehört die Betreuung des Ritualbads auch zu Ihren Aufgaben?

Wenn Jüdinnen:Juden in die Mikwe gehen, muss eine zweite Person vom gleichen Geschlecht dabei sein. Neben der Überwachung der rituellen Vorgaben hat das auch Sicherheitsgründe, etwa, damit niemand in der Mikwe zu Schaden kommt (Wohl auch deshalb hat man die Miltenberger Mikwe mehrmals verkleinert, konnten doch damals nur wenige schwimmen. Vor einer großen und tiefen Mikwe hätten sie sicher Angst verspürt.). Das muss aber kein Rabbiner sein, dafür gibt es auch viel zu wenige von uns. Wofür es jedoch einen Rabbiner braucht, ist zur Zulassung eines Tauchbeckens als Mikwe: Hierfür bestehen schließlich einige Regeln. Daher begleiten und überwachen wir den Bau neuer Mikwaot, um sicherzustellen, dass diese der *Halacha* entsprechen.

Und wie läuft das heute eigentlich ab, so ein Mikwengang?

Der Ablauf des Mikwengangs ist in der *Halacha* geregelt. Hiervon wird auch nicht abgewichen, wobei es ohnehin nicht allzu viele Regeln für das eigentliche Untertauchen zu beachten gibt. Festgelegt ist zunächst, dass niemand ungewaschen in die Mikwe geht. Mancherorts sind das richtig schöne, große Badezimmer, in denen man sich zunächst körperlich reinigt – das Innerliche geschieht ja im Ritualbad.

Dann geht man unbekleidet mit der Aufsichtsperson in den Raum, in dem sich die Mikwe befindet. Ich persönlich achte genau darauf, wer in diesem Moment dabei ist: Das ist schließlich etwas sehr Privates. In der

Mikwe selbst taucht man dann im Wasser – vielerorts ist es mittlerweile zumindest etwas angewärmt – unter. Wie oft, das ist auch unterschiedlich. Manche öffnen dabei die Augen, manche nicht. Für viele ist die Mikwe vor allem eine spirituelle, berührende Erfahrung; sie wollen diesen besonderen Moment auskosten. Schließlich spricht die Aufsichtsperson den Segensspruch vor, man selbst wiederholt ihn, taucht nochmals unter, steigt aus dem Becken und zieht sich wieder an – und ich persönlich fühle mich dann richtig gut!

Geht denn überhaupt noch jemand in die Mikwe?

Natürlich! Aber: Es gibt nicht »die« Jüdinnen:Juden. Menschen sind verschieden und die Art und Weise, wie sie ihre Religion ausüben, ist es auch. Das Judentum ist plural, vielseitig: Da gibt es orthodoxe, streng gläubige Gemeinden, die sich strikt an die Vorschriften halten und in denen der Mikwengang auch heute sehr wichtig ist. Orthodoxe Jüdinnen:Juden sind auf die Gebotserfüllung bedacht: Streng gläubige Frauen warten etwa die sieben »blutfreien« Tage nach der Regelblutung ab, ehe sie in die Mikwe gehen und erst danach wieder körperlichen Kontakt zu ihrem Ehemann haben. Männer gehen oft vor großen Feiertagen in die Mikwe – und, bevor sie heiraten. Kurzum: Rituelle Reinheit ist im orthodoxen Judentum von hoher Bedeutung.

Aber: Das machen nicht alle so. Neben den orthodoxen gibt es konservative Jüdinnen:Juden, die auf die Bewahrung von Gesetz und Tradition bedacht sind und für die der Mikwengang zwar wichtig ist, aber nicht als zwingend nötig angesehen wird.

Im liberalen Judentum, das eine zeitgemäße Ausübung der Religion anstrebt, steht weniger die strikte Gebotserfüllung im Mittelpunkt, sondern der Sinn einer Handlung. Wenn liberale Jüdinnen:Juden in die Mikwe gehen, dann nicht aus Pflichtbewusstsein, sondern, weil sie die symbolische Bedeutung des Untertauchens im Wasser für sich als wertvoll betrachten: Das ist ein Moment höchster Spiritualität, der im tiefsten Innern berührt. Man wird ganz frei, schwebt im Wasser und verspürt tief in sich ein sehr schönes, erfüllendes und befreiendes Gefühl. Nach dem Bad im »lebendigen Wasser« sagen viele, dass sie sich wie neu geboren fühlen: Das Untertauchen ist schließlich auch ein Symbol des Neubeginns. Liberale Jüdinnen:Juden gehen in die Mikwe, wenn sie genau das spüren wollen und nicht, weil sie einer Pflicht nachkommen oder ein Gebot er-

füllen müssen. Wer nicht will, der geht eben nicht: Niemand wird gezwungen. Es gibt Jüdinnen:Juden, die das Ritualbad für sich ganz ablehnen: Das dürfen sie auch!

»Es gibt nicht ›das‹ Judentum: Wer, wann, warum und wie oft in die Mikwe geht, das ist völlig verschieden. Und das ist gut so!«

Wo lebendiges Wasser fließt. Jüdische Ritualbäder in Miltenberg und Kleinheubach. Auf der Suche nach Spuren einer Tradition

Um 1290 wird Miltenbergs erste Synagoge errichtet – ob mit oder ohne Mikwe, ist unklar: Über einen so privaten Ort wird kaum etwas an die Öffentlichkeit getragen. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass es schon bald ein Ritualbad gibt: Im Mittelalter orientiert man sich mehrheitlich an traditionellen Regeln, zu denen auch die rituelle Reinheit zählt. Strömungen wie das säkulare oder liberale Judentum, die andere Gewichtungen setzen, entwickeln sich erst später. Die Einrichtung einer Mikwe dürfte daher von hoher Bedeutung und zeitnah erfolgt sein. Möglicherweise nutzt man dafür den Keller des »Klepperhauses« neben der ersten Synagoge: Eine Quelle ist dort bis heute vorhanden. Dafür spricht auch, dass dieser Bereich innerhalb der ersten Stadtmauer liegt: Wenn sich Synagoge und »Klepperhaus« in der sicheren Stadt befinden, ist das auch für die Mikwe wahrscheinlich.



Abb. 28: Klepperhaus: Ein Nebengebäude der ersten Synagoge. Vielleicht befand sich dort eine Mikwe (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Wie es weitergeht. Die Synagoge in der Riesengasse ist eine »Notlösung«: Eine Mikwe gibt es dort nicht. Anders in der neuen Synagoge in der

Mainstraße: Im *Frankfurter Israelitischen Familienblatt* liest man 1911, dass durch eine Spende von Wilhelm Klingenstein ein »komfortables« Ritualbad eingerichtet werden konnte. Ein Miltenberger erinnert sich in der Zeitschrift *Spessart* (Heft 8/1994, S. 12) daran, dass das Konferenzzimmer als Umkleide diente, von wo über eine Wendeltreppe das im Keller liegende, geflieste Ritualbad erreicht wurde. Das »lebendige Wasser« soll aus dem Fischerbrunnen gekommen sein.

Eine Zeit ohne Mikwe? Ob es in der ersten Synagoge tatsächlich eine Mikwe gegeben hat, muss offen bleiben. Für die Einrichtung eines Ritualbads in der neuen Synagoge spricht hingegen, wie Du gelesen hast, einiges. Nun stellt sich eine Frage: Wo hat man in der Zwischenzeit die rituelle Reinigung vollzogen? Gibt es also noch ein weiteres Ritualbad in der Stadt? Eine Spur führt in den Keller des Hauses, das heute die Hausnummer »Löwengasse 1« trägt. Folgt man dem Heimatforscher Rudolf Vierengel, so befindet sich dieses Haus seit 1706 in jüdischem Besitz. Die jüdische Gemeinde selbst gibt an, seit Ende des 18. Jh. eine dort eingerichtete Mikwe zu nutzen. Nach Auffassung des Kunsthistorikers Theodor Harburger soll diese bereits im 17. Jh. vorhanden gewesen sein – vielleicht ist sie auch noch älter.

Im 19. Jh. ordnen die Behörden in der Löwengasse mehrfach Umbauten wie den Einbau einer Heizung an: Diese Forderung zeigt nicht nur, wie wenig man von jüdischer Tradition versteht. Sie lässt ebenso vermuten, dass diese Anordnungen das Ziel haben, es den Jüdinnen:Juden in Miltenberg schwer zu machen – sicher auch, weil man weiterhin Vorbehalte ihnen gegenüber hat. 1838 wird das Betreten des Ritualbads behörd-



Abb. 29: Eine historische Aufnahme des Hauses in der Löwengasse (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

lich verboten. Für eine Wiedernutzung werden in den Folgejahren weitere Auflagen erlassen. Damals gehört das Haus einer jüdischen Familie: Die Gemeinde überlegt daher, es zu kaufen, auch, um das Bad nach einem Umbau offiziell als Gemeindemikwe zu nutzen. »Nach dem Urteile von Sachverständigen«, so heißt es aber in einem Gemeindeprotokoll, könne »das Bad unmöglich ritualmäßig repariert werden«. So wird beschlossen, vor dem Kauf den geplanten Neubau von einem Rabbiner genehmigen zu lassen: Man plant, »das Wasser der Quelle« in ein an gleicher Stelle neu zu bauendes »ritualmäßiges Badezimmer« umzuleiten. Dies gelingt wohl: Am 7. März 1881 kauft man das Haus.

Von falschen Vorwürfen. Bürgermeister Schirmer schreibt in seiner Stadtchronik, dass aus Geldnot um 1888 doch nur ein Um- und kein Neubau der Mikwe in der Löwengasse erfolgt, wodurch sie wieder nutzbar wird. Neutral berichtet er aber nicht: So unterstellt er den Jüdinnen:Juden, durch »unvorsichtige Behandlung der Bäder« einen in der Nähe liegenden Trinkwasserbrunnen verunreinigt und so die Verbreitung von Krankheiten verursacht zu haben. Beweise hierfür hat er nicht – so bleibt es bei haltlosen Unterstellungen, schließlich war es einfach, »den« Juden die Schuld zuzuschieben, auch, da dies von der Bevölkerung mehrheitlich mitgetragen wird.

Falsche Vorwürfe werden aber auch gegenüber der jüdischen Gemeinde im Nachbarort Kleinheubach laut, die ebenso eine Mikwe betreibt. Von 1838 bis 1888 wird diese vermutlich von der Miltenberger Gemeinde mitgenutzt, während deren eigene Mikwe in der Löwengasse nicht betreten



Abb. 30: Der Mikwen-Neubau in Kleinheubach (Quelle: Marktgemeinde Kleinheubach)

werden darf. Doch zwischenzeitlich wird auch diese »Ausweichmöglichkeit« behördlich geschlossen:

1837 wird die erste Kleinheubacher Mikwe gesperrt. Ein Gerichtsarzt bemängelt Zustand und Wassertemperatur, die trotz Heizung unter den Vorgaben einer Regierungsverordnung für Bäder liege – sie sei gar gesundheitsgefährdend. Abermals zeigt sich der Versuch, die Ausübung jüdischer Tradition mit vorgeschobenen Argumenten zu verhindern. Wenig später plant die jüdische Gemeinde eine neue Mikwe, die, anders in Miltenberg, nicht mit Grund- bzw. Quellwasser, sondern durch den Rüdenauer Bach gefüllt werden soll. Erneut wird antisemitisches Denken sichtbar: Nachbarn befürchten eine Verseuchung des Wassers und sehen gar eine Gefahr für ihre Gärten. Auch die Kleinheubacher Verwaltung versucht, den Bau zu verhindern. 1838 wird jedoch die Baugenehmigung erteilt und die Mikwe eingerichtet.

Die Mikwe und ich

Vielfalt und Pluralität: Das gibt es auch im Judentum! Während orthodoxe Jüdinnen:Juden die Mikwe zum Erlangen ritueller Reinheit und zur Gebotserfüllung aufsuchen, haben andere eigene, persönliche Zugänge zum Ritualbad gefunden. Beispiele dafür zeigen Dir die folgenden Statements.

Hana ist jüdische Yogalehrerin und Balanit. Sie hilft Frauen dabei, die Mikwe für sich neu zu entdecken:

»Die Mikwe ist für mich ein schönes Ritual, um mich mit den Generationen von jüdischen Frauen vor mir und mit der jüdischen Tradition zu verbinden. Ich habe mich zur *Balanit*, zur Mikwenbegleiterin für Frauen, ausbilden lassen, da ich es Frauen ermöglichen möchte, die Mikwe auch jenseits des traditionellen Gebrauchs für sich zu entdecken und zu nutzen, um Meilensteine des Lebens zu feiern: runde Geburtstage, ein Coming out, das Überleben einer schweren Krankheit oder berufliche Neuanfänge. Ich kann dabei helfen, ein passendes Ritual zu finden oder mit der Frau zusammen eines zu entwickeln. Dies ist ein recht neuer Gebrauch der Mikwe. In den USA gibt es immer mehr Frauen, die von dieser Möglichkeit Gebrauch machen. Ich war die einzige in meinem Ausbildungskurs, die selbst noch nie in der Mikwe war. In meinem Bundesland gibt es keine neuzeitliche, funktionierende Mikwe und da ich weder zum Judentum übergetreten noch jüdisch verheiratet bin, hat sich die Gelegenheit noch nicht ergeben. Ich

werde mir mein erstes Mal für den nächsten Urlaub aufheben und die große Mikwe, das Mittelmeer, nutzen.«

D. wählt bewusst, welchen Traditionen des Judentums sie folgt. Das Ritualbad gehört nicht dazu:

»Ich war noch nie in einer Mikwe und werde auch vermutlich nie eine aufsuchen. Das liegt daran, dass ich kein religiöses Leben führe. Auf manche Traditionen im Judentum lege ich großen Wert, der Besuch der Mikwe und die ganze Handhabung der Sexualität und der Familienplanung gehören aber bestimmt nicht dazu. Die Frauen in meiner Familie, die schon eine Mikwe besucht haben, waren ein einziges Mal dort und zwar vor ihrer Hochzeit. Das hätte ich wohl auch gemacht, wenn ich eine traditionelle rabbinische Hochzeit gefeiert hätte.«

Erneuerung und innere Erfrischung: Das bedeutet die Mikwe für Maria:

»Wenn ich früher völlig unbedacht erzählte, dass ich in die Mikwe gehe, erntete ich immer ein großes Erstaunen: ›Wie, du gehst in die Mikwe?‹ Und dann schloss sich meistens der Nachsatz an: ›Aber das ist doch total orthodox.‹ Deshalb erzähle ich heute fast gar nicht, oder nur noch im vertrauten Kreis, oder wie hier mit einem Pseudonym davon. Denn eigentlich geht das auch keinen wirklich etwas an, vor allem, da die Praxis, zumindest in Deutschland, fast verschwunden ist und immer etwas merkwürdig beäugt wird. Aber Du willst etwas wissen, also erzähle ich Dir davon: Es ist schwierig, in eine Mikwe reinzukommen, da es nicht in jeder jüdischen Gemeinde eine gibt und wenn doch, diese nicht so oft zugänglich ist. Meist gibt es nur vor den wichtigen Feiertagen einen Aushang zum Besuch der Mikwe, in den man sich eintragen kann und einen bestimmten Zeitraum zum Untertauchen erhält. Ich finde es schade, dass es selten in einer deutschen Gemeinde regelmäßigen Zugang gibt, da ich öfter das Bedürfnis habe, mich rituell zu reinigen. Natürlich ist das eine Kostenfrage: Es gibt einfach zu wenig Jüdinnen:Juden, die hineingehen würden, und nur für mich aufzuschließen und das Wasser anzuwärmen, ist natürlich nicht tragbar. Früher gab es neben den jeweiligen Gemeindemikwaot auch eine Reihe an privaten Mikwaot im eigenen Keller. Da war man natürlich unabhängig, aber die wurden fast alle zugeschüttet oder als Lagerkeller benutzt. Ich könnte natürlich auch in ein fließendes Gewässer gehen, aber unbedeckt ist das nicht gut möglich und darüber hinaus übers Jahr hinweg ziemlich kalt. Zum Glück finde ich über die Feiertage hinaus immer wieder eine Gelegenheit, unterzutauchen, wenn auch nicht unbedingt in der Stadt, in der ich wohne. In den letzten Jahren habe ich eine ›Mikwenfreundin‹ gefunden: Immer, wenn ich etwas organisiere, kommt sie mit.

Jetzt steht immer noch die Frage im Raum, warum ich das mache. Ich kann dazu nur sagen: Man muss es gemacht haben, um nachzuempfinden, wie es einen verändert. Für mich ist es wie eine Erneuerung. Ich komme jedes Mal er-

frischt, aber anders erfrischt, als wenn ich im Schwimmbad ein paar Runden drehe, heraus. Es ist für mich immer ein Stück Erneuerung der Seele. Genau deswegen liebe ich es, in die Mikwe zu gehen und damit auch das Gebot des Untertauchens zu erfüllen.«

Ein monatlicher Mikwengang: Das kommt für S. nicht in Frage. Sie verspürt nicht das Bedürfnis, nach der Regelblutung unterzutauchen:

»Dieses Thema ›rein und unrein‹, das ist ein Prinzip, mit dem ich nicht viel anfangen kann. Menstruation ist für mich ein normaler Vorgang, das gehört in den Monatszyklus der Frau, das empfinde ich nicht als unreinen Moment. Obwohl ich schon nachvollziehen kann, dass man als Frau da mehr seine Ruhe braucht, das sind so Phasen, wo man gereizter ist. Aber ich habe nicht das Gefühl, das muss man am Schluss mit einem Ritual abschließen.«

Selbstbestimmung über den eigenen Körper: I. sieht das Ritualbad als äußeren Eingriff. Daher lehnt sie es strikt ab:

»Ich war noch nie in der Mikwe. Ich finde religiöse Rituale, die einen Zugriff auf den Körper darstellen, unerträglich. Ich lebe ein säkulares Judentum. Und Säkularisierung bedeutet auch [...] Privatisierung des Körpers – und von allem, was mit diesem zusammenhängt, etwa auch Hygiene.«

B. hat das Ritualbad schätzen gelernt, trotz anfänglicher Skepsis. Das Bad im lebendigen Wasser ließ sie hautnah spüren, dass ihr Übertritt zum Judentum zugleich ein Neubeginn ist:

»Wenn ich so zurückdenke, ist es ein Moment auch von Glück, obwohl ich vorher eigentlich so gemischte Gefühle gehabt habe auch diesem ursprünglichen Ritual gegenüber. Aber es ist wirklich so: Jetzt ist das endlich mal passiert, jetzt bist du diesen ganzen Prozess endlich bis zum Ende durchgegangen, denn das hängt ja von so vielen Dingen ab, nicht nur vom Willen, davon, dass man konvertieren will. Es ist wie ein Besiegeln, die Worte haben eigentlich nicht so eine starke symbolische Kraft, wie dieser Akt. Dieser Moment, das war für mich eigentlich, ans andere Ufer zu kommen. Man steigt ins Wasser und [...] nicht am selben Ort wieder hinaus.«

Säkulares Judentum? Säkulare Jüdinnen: Juden fühlen sich dem Judentum kulturell, über Werte und als Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft verbunden. Die Bedeutung der Religion ist für sie individuell: Sie wählen selbst, welchen Ritualen und Traditionen sie folgen.

Häuser der Ewigkeit. Jüdische Friedhöfe in Miltenberg

בית עולם *Bet Olam*: So lautet ein hebräischer Ausdruck für einen Friedhof, der auch als »Haus der Ewigkeit« übersetzt werden kann. Bereits im 14. Jh., vielleicht auch früher, soll es einen **ersten jüdischen Friedhof** in Miltenberg gegeben haben – wo genau, ist bislang ungeklärt. Noch erhalten hingegen ist der **zweite Friedhof**, heute als »alter jüdischer Friedhof« bezeichnet, der unweit der Evangelischen Kirche zwischen Burgweg und Stadtmauer liegt. Vermutlich ist er um das 15. Jh. angelegt und bis 1900 genutzt worden ist. Dann jedoch plant die Gemeinde, für den Synagogen-Neubau ein Grundstück in der Mainstraße zu kaufen, von dem Teile der Stadt gehören. Diese lässt sich nur auf einen Tausch ein: Den Baugrund erhält die Gemeinde, wenn sie im Gegenzug die Besitzrechte am Friedhof an die Stadt überträgt. Man plant nämlich den Bau eines Weges zwischen Innenstadt und Burgweg – quer durch eine Fläche, die zur Friedhofserweiterung vorgesehen war. Der Tausch kommt zustande: Ab 1901 nutzt die Gemeinde einen **neuen, dritten Friedhof** an der Monbrunner Straße, unweit des Mainzer Tors, die Stadt baut unterdessen den geplanten Weg und verpflichtet sich bis heute dazu, den Friedhof angemessen zu pflegen. Gegenwärtig sind noch 136 Grabsteine auf dem Friedhof am Burgweg sichtbar. Warum einige scheinbar verschwunden sind und wie Bestattung und Grabpflege nach jüdischer Tradition ablaufen, erfährst Du auf der folgenden Seite.

Ewigkeit ... Auf jüdischen Friedhöfen ruhen die Verstorbenen für die Ewigkeit: Anders als etwa auf christlichen Friedhöfen üblich gibt es keine Begrenzung der »Liegedauer« und Gräber werden niemals aufgelöst. Aus diesem Grund sind auch die drei Gewölbe entstanden, die Du auf dem Bild unten im Hintergrund erkennen kannst: Bei der Erweiterung des Burgwegs hätte man Gräber entfernen müssen. Um das nicht zu tun, hat man sie durch den Bau der Gewölbe geschützt.

... und Endlichkeit. Das Leben auf der Erde ist endlich. Diese Vergänglichkeit spiegelt sich auch in der jüdischen Bestattungstradition wider: Grabsteine werden nicht auf Hochglanz poliert, auf Blumenschmuck wird traditionell verzichtet und der Natur freien Lauf gelassen. Daher wirken auch Miltenbergs jüdische Friedhöfe auf den ersten Blick durch das oft hoch gewachsene Gras ungepflegt – tatsächlich nimmt man nur die nö-

tigsten Arbeiten wie gelegentliches Mähen vor, um den Friedhof als würdigen Ort zu bewahren, greift jedoch nicht umfassend in die Landschaft ein.

Ostung. Vor allem auf älteren Friedhöfen liegen die Verstorbenen mit den Füßen nach Osten begraben: So blicken sie in Richtung Jerusalem.

Rituale. In vielen Kulturen und Religionen gibt es Begräbnis- und Trauer-rituale – so auch im Judentum, wobei diese keineswegs von allen Jüdinnen:Juden gepflegt werden. Oft beten Familie und Freunde unmittelbar nach dem Tod gemeinsam, ehe die *Tahara*, eine rituelle Waschung des Leichnams, erfolgt. Mancherorts vollzieht das die *Chevra Kaddischa*, die Beerdigungsgesellschaft (eine Gruppe von Ehrenamtlichen) der Gemeinde. Anschließend kleidet man den Verstorbenen in weiße Gewänder (*Tachrichin*): Im Judentum besteht der Glaube, dass die Toten am Ende der Zeiten so auferstehen, wie sie begraben wurden. Auch daher wird zudem meist keine Feuer-, sondern eine Erdbestattung in einem schlichten Holzsarg vorgenommen, denn in Gen 3,19 heißt es: »Staub bist du, zum Staub musst du zurück.«



Abb. 31: Der »alte jüdische Friedhof« zwischen Burgweg und Stadtmauer
(Quelle: Bubo, CC BY-SA 3.0, via Wikimedia Commons)

Oft wird auch Erde aus Israel mit ins Grab gegeben, die, wie die Ostung, mit Jerusalem verbinden soll. Zudem reißen enge Angehörige bei der Beerdigung manchmal ihre Kleidung ein Stück ein. Von dieser Trauergeste erzählt das Buch Hiob: Als er vom Tod seiner Kinder erfährt, zerreißt Hiob seine Kleider. Schließlich gibt es den Brauch, Steine auf die Gräber zu legen: In der *Tora* wird erzählt, dass man auf diese Weise nach dem Auszug aus Ägypten in der Wüste Gräber markiert.

Tradition am Türpfosten

Wenn Du aufmerksam durch Miltenberg gehst, kannst Du sie an so manchem Türpfosten, oft etwas versteckt, entdecken: Spuren einer Tradition, die davon zeugen, dass in diesem Haus einmal Jüdinnen:Juden gelebt haben. Dabei sind diese Spuren nicht gerade auffällig: Eine schräge Vertiefung neben der Haustür, oft notdürftig verschlossen oder mit Farbe überstrichen. Eine Hochwassermarke? Tatsächlich handelt es sich dabei um die Stelle, an der einst eine *Mesusa* befestigt war: Das ist hebräisch und heißt übersetzt »Türpfosten«. Dort wird die längliche Kapsel, die oben abgebildet ist, schließlich angebracht. Aber warum wird das getan? Die Antwort findest Du in der *Tora*. Im fünften Buch Mose, dem Buch Deuteronomium, kannst Du Folgendes lesen:

»Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, der Herr ist einzig. [...] Du sollst [diese Worte] auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben.« (Dtn 6,4.9)

Die *Mesusa* ist also nicht einfach eine Verzierung: Sie ist Ausdruck des Bekenntnisses zu dem einen Gott. Im Inneren der Kapsel liegt daher ein Stück Pergament, das *Klaf*. Darauf stehen die ersten beiden Abschnitte eines der wichtigsten jüdischen Texte geschrieben, der *Sch'ma Israel* heißt. Übersetzt bedeutet das »Höre, Israel«, denn so beginnt dieser Text, wie Du oben gelesen hast. Die Rückseite des Pergaments wird mit dem hebräischen Wort שׁדׁי als Umschreibung für den Gottesnamen beschriftet. Oft steht dieses Wort oder dessen erster Buchstabe zudem auf der *Mesusa* selbst: Auf dem unten abgebildeten Exemplar steht die Gottesbezeichnung im oberen Drittel.

Das Anbringen der *Mesusa* an der eigenen (Haus-)Tür wird als Erinnerung an die Gegenwart des Ewigen und als Zeichen, dass man selbst und

das Haus von diesem geschützt sind, gedeutet. Jüdinnen:Juden, die diese Tradition pflegen, berühren daher beim Betreten und Verlassen von Räumen oder Häusern oftmals die *Mesusa* und sprechen dabei die Worte »Gott schütze mich bei meinem Fortgehen und bei meinem Ankommen, jetzt und in Ewigkeit.«



Abb. 32: Diese Mesusa hat einiges überstanden: Sie ist über 150 Jahre alt und hin zuletzt am Haus von Mira Marx. Anfang 1942 wurden dort alle noch in Miltenberg lebenden Jüdinnen:Juden untergebracht (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

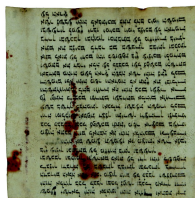


Abb. 33: Eine Mesusa und ein Klaf: Dieses Stück Pergament wird gerollt in die Mesusa hineingelegt (Quelle: Museen der Stadt Miltenberg)

Wie die *Mesusa* anzubringen ist, ist in der *Halacha*, die Du bereits vom Ritualbad kennst, festgelegt. So wird sie stets im obersten Drittel des rechten Türpfostens befestigt. Wie Du auf den Bildern unten erkennen kannst, erfolgt die Anbringung meist nicht gerade, sondern schräg, und zwar so, dass sie in Richtung der Tür geneigt ist. Der Grund hierfür ist eine im *Talmud* angedeutete Diskussion zweier Gelehrter darüber, ob die *Mesusa* waagrecht oder senkrecht anzubringen sei. Da keine Position als die einzig richtige erkannt wird, einigt man sich auf den Kompromiss der schrägen Anbringung.

Wer sich strikt an die *Halacha* hält, bringt eine *Mesusa* zudem nicht nur an der Haustür, sondern am Eingang eines jeden bewohnten Zimmers an, wobei Badezimmer und Toiletten hiervon ausgenommen sind.

Diese Tradition am Türpfosten wird bis heute gepflegt – aber, wie Du bereits vom Ritualbad weißt, gibt es im Judentum verschiedene Strömungen. Ob und wie viele *Mesusot* man anbringt, ist eine persönliche Entscheidung, die von Person zu Person unterschiedlich ist.

Gemeinsam gegen Antisemitismus

Im Jahr 2022 unterstützt in einer Umfrage³ rund ein Drittel der 18- bis 29-Jährigen die Auffassung, Jüdinnen:Juden hätten etwa in Wirtschaft und Politik zu viel Einfluss. Knapp ein Fünftel der Befragten vertritt offen antisemitische Ansichten und empfindet diese als unproblematisch. Das zeigt: Antisemitismus ist kein Relikt der Vergangenheit. Er ist nach wie vor weit verbreitet, zwar in neuen Ausdrucksformen, aber mit altbekannten Mustern. Vorurteile, Voreingenommenheit und Schubladendenken bestehen weiter. Antisemitismus zeigt sich auf viele Arten: Etwa dann, wenn »Du Jude!« als Beleidigung benutzt wird, wenn Jüdinnen:Juden als »fremd« gesehen werden oder wenn sich falsche Stereotype wie das Bild des »Geldjuden« hartnäckig halten. Dabei erfolgen solche Äußerungen auch unbewusst. Antisemitismus hat sich tief in Sprache und Alltag eingeschrieben und wird häufig unreflektiert übernommen: in der Familie, im Freundeskreis, durch Medien oder durch Menschen mit Vorbildfunktion. So wird Antisemitismus zur Normalität – in seinen verschiedenen Erscheinungsformen.

Zunehmend verbreitet ist auch das Denken, »Judenhass« sei etwas Vergangenes, hinter das ein Schlussstrich gezogen werden soll. Die Erinnerung hieran wird verdrängt, um sich nicht mit der eigenen Mitverantwortung an Unrecht und Gewalt beschäftigen zu müssen. Behauptungen wie »in Miltenberg war das nicht so schlimm!« sollen Heimat und Verfahren entlasten. Im Gegenzug weist man den Jüdinnen:Juden eine Mitschuld zu, um so das eigene Gewissen zu erleichtern. Diese Täter-Opfer-Umkehr gibt es bis heute: Etwa dann, wenn das Erinnern an die Vergangenheit als lästig oder unnötig gesehen wird – oder, wenn Stereotype weiterleben, die Jüdinnen:Juden als fremd, anders oder gar gefährlich dar-

³ World Jewish Congress (2022): The 2022 WJC Report on Anti-Semitism in Germany, <https://t1p.de/lk3rb> (zuletzt geprüft am 15.05.2025).

stellen. Und ja, auch ein scheinbar beiläufiges »Du Jude!« drückt aus, dass das Jüdische als Störung oder Bedrohung gedeutet und als Sinnbild für das Schlechte instrumentalisiert wird.

Antisemitismus ist somit kein Thema von gestern. Es ist deshalb unsere heutige Verantwortung, hinzusehen, wachsam zu bleiben und entschieden dagegen vorzugehen.

Literaturhinweise

Judentum und antisemitismuskritische Bildung

Boschki, Reinhold, Art. Antijudaismus, Antisemitismus, in: WiReLex, zuletzt abgerufen am 18.04.2025 [<https://www.die-bibel.de/ressourcen/wirelex/9-politische-und-rechtliche-dimensionen-religioeser-bildung/antijudaismus-antisemitismus>].

Deusel, Antje Yael: Art. Mikwe. In: WiBiLex, zuletzt abgerufen am 09.05.2025 [<https://www.die-bibel.de/ressourcen/wibilex/altestament/mikwe>].

Geiger, Wolfgang: Zwischen Urteil und Vorurteil. Jüdische und deutsche Geschichte in der kollektiven Erinnerung, Frankfurt a.M. 2012.

Nachama, Andreas; Homolka, Walter; Bomhoff, Hartmut: Basiswissen Judentum (=Schriftenreihe 10307), Bonn 2018.

Steinke, Ronen: Antisemitismus in der Sprache. Warum es auf die Wortwahl ankommt, Berlin ²2022.

Stemberger, Günter: Jüdische Religion (= Beck'sche Reihe 2003), München 1995.

Miltenberg: Stadt-/Gemeindeschichte und Bauwerke

Berger-Dittscheid, Cornelia / Töllner, Axel: Miltenberg, in: Kraus, Wolfgang / Dittscheid, Hans-Christoph / Schneider-Ludorff, Gury (Hg.): Mehr als Steine. Synagogen-Gedenkband Bayern. Band III/1. Lindenberg im Allgäu 2015, S. 444-471.

Debler, Ulrich: Die jüdische Gemeinde von Miltenberg. Sonderveröffentlichung aus Band 17 des Aschaffener Jahrbuch für Geschichte, Landeskunde und Kunst des Untermaingebiets, Aschaffenburg 1995.

Krautheimer, Richard: Mittelalterliche Synagogen, Berlin 1927.

Purin, Bernhard: Die mittelalterliche Synagoge in Miltenberg, in: Frankenland 50 (1998), 213–218.

- Reffel, Klaus: Die dritte Synagoge wurde 1904 eingeweiht. Über den Bau an der Mainstraße freuten sich alle Miltenberger, denn es war ein Gewinn für das Stadtbild, in: Spessart 8 (1994), 8–17.
- Schirmer, Jakob Josef: Chronik der Stadt Miltenberg (1850–1926), Kriegschronik (1914–1920), Bd. I. Herausgegeben anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Stadtwerke Miltenberg, Edition: Wilhelm Otto Keller, Texterfassung: Stefanie Schäffer, Miltenberg 2004.
- Süss, Hans-Peter: Jüdische Archäologie im nördlichen Bayern. Franken und Oberpfalz (= AAS 25), Büchenbach 2010.
- Wirth, Michael Joseph: Chronik der Stadt Miltenberg. Nachdruck mit einem Geleitwort des 1. Bürgermeisters Anton Vogel und einer Liste der Subskribenten, Miltenberg 1987.

Impressum der Broschüre

Herausgeber

Tourismugemeinschaft *Drei am Main*
Miltenberg-Bürgstadt-Kleinheubach
Engelplatz 69 | 63897 Miltenberg

Oktober 2025

Idee, Konzept, Redaktion, Design

Jakob Link
im Rahmen eines Projekts
am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaften
Prof. Dr. Kathrin Gies
Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Ein Dank an

Rabb. Dr. A. Yael Deusel, Bamberg
Dr. Hanno Loewy, Hohenems
Wilhelm Otto Keller, Miltenberg
das Team des Lehrstuhls für Alttestamentliche
Wissenschaften an der Universität Bamberg
und die Museen der Stadt Miltenberg

Klappentext der Broschüre

Erfahren, lernen, verstehen. Orte, die zur Begegnung einladen: mit der Geschichte, mit dem Judentum und mit Menschen. In Miltenberg wird jüdische Tradition erfahrbar. Dieses Heft begleitet Dich dabei, lebendige Spuren jüdischer Geschichte in der Stadt zu erkunden und von ihnen zu lernen, wie Jüdinnen:Juden in Miltenberg lebten, was an sie erinnert, wie jüdische Tradition heute gelebt wird – und, warum es wichtig ist, Gehörtes, Gelesenes, aber auch selbst Gedachtes kritisch zu hinterfragen.

Empfohlen ab 12 Jahren.